Miscellaneen

artistischen Inhalts.

Herausgegeben

von

Johann Georg Meusel.

Dritter Heft.

Erfurt,

im Verlag der Keyserschen Buchhandlung.

1780.

I.

Ueber das Kunstgefühl.

Ursachen seines Mangels und seiner Verstimmung.

Die Gottheit der schönen Künste ist so auffallend für den Verstand, daß man selten Menschen von einiger Kultur antrift, die sie nicht zugeben. Aber aus einem unbegreiflichen Widerspruch zwischen Urtheil und Empfindung werden diese Töchter des Himmels in manchen Gegenden nicht mit derjenigen leidenschaftlichen Wärme gepflegt, die sie heischen und die in ihrer Natur selbst gegründet ist.

Nicht selten hab' ich, mitten unter dem eitlen Wortgepränge von Kunstsachen und der affektirten Liebhaberey von Gemälden und Kupferstichen, eine Kälte des Herzens entdeckt, die desto sonderbarer ist, je mehr sie dem herschenden Geschmack zu widersprechen scheint. Es ist freylich Modeton, den Kunstkenner zu spielen; ob aber mit der warmen himmlischen Phantaisie, der alle Scenen aus der Geschichte und Fabel, die ein schönes Gemälde geben können, gegenwärtig sind? die auf der belebten Fläche täuschende Geister erblickt, und mit leidenschaftlicher Theilnehmung jedes Gefühl und jeden Reiz — mit einem Worte, die ganze Seel' auffasset, die der Künstler seinen Figuren eingehaucht hat? —

Ich vermuthe nicht, daß man diese Frage durch eine andre Frage werde entkräften wollen: ob das nicht vom Kunstkenner zuviel gefodert heisse? Die Liebe zu den Künsten, wel-

che von vielen als eine gleichgültige Schattirung des Temperaments betrachtet wird, setzt Adel der Seele, überschauende allumfassende Geisteskraft, und ein fühlendes Herz voraus. Nicht nur die Züge des Pinsels oder Meißels, sondern auch das erblicken, was sich eigentlich gar nicht sinnlich darstellen läßt — den ganzen Umfang von Ideen — ist keine Eigenschaft gemeiner Menschen, über die sich der Kenner erheben muß. Weh' ihm, wenn er nichts ist, als ein Nachhall des Beyspiels und des gemeiniglich verstimmten Tons, welcher diesem oder jenem Stande eigen zu seyn pflegt?

Der Probierstein des Kenners, und zugleich das unverkennbare Merkzeichen von vorhandenem Kunstgefühl ist die Natur selbst und die Art, wie sie auf die menschliche Seele wirkt. Wer diese nicht mit lebendiger Theilnehmung umfaßt, solte der von den Künsten gerührt werden, die nur Nachahmerinnen der Natur sind? — Grosheit, Reiz, und Harmonie, oder Wirkung zu Einem Zweck — das Ganze der Natur und der Kunst! —

Wer den gestirnten und mondhellen Himmel mit der Fühllosigkeit eines Spielers betrachten kann; wer nur etwa das tödtliche Knallen einer Batterie hört, wenn der verschlossene Donner aus der schwarzen Wolke bricht und in furchtbarlichem Pompe die Gegenwart des Allmächtigen verkündigt; oder wer mit dummer Angst vom Ufer herstaunet, wenn der Sturm über das zornige Meer saust und seine Wogen jen Himmel thürmt — mit einem Worte: wer nicht Sinn und Gefühl für das Große der Natur hat, der hat es auch nicht für das Erhabne der Künste. Doch vielleicht hat er dagegen Sinn für das Schöne der Künste? — Mitnichten! Auch dieses muß er erst in der Natur aufsuchen.

Wenn

Wenn der Höfling und der Wucherer mich zu seinen Schildereyen führt und mir von dem Werthe derselben ein Langes und Breites vorschwatzt, so such' ich den Kommentar dazu in seinem Charakter und frage z. E. heimlich: verfolgt der Mann mit wollusttrunknen Blicken den silbernen Bach, der im Schein der Morgensonne das blumigte Thal hinabrollt? — oder ist ihm die Natur todter Buchstabe? —

Wundern muß man sich, daß sogar Gelehrte, die, solte man denken, durch Kultur des Verstandes zugleich ihr Gefühl verfeinert haben, eine entschiedne Gleichgültigkeit gegen die Künste nähren. Ueberhaupt ist die Zahl der Fühllosen größer als man denkt. Ich habe darüber einige Bemerkungen gemacht, die ich hier mittheilen will, weil sie wenigstens einen scharfsinnigern Beobachter aufmerksam machen können. —

Wo das Kunstgefühl nicht vorhanden ist, da liegt wohl unstreitig die nächste Ursach in der Trägheit des Geistes und der Nerven; es sey nun, daß diese vom Klima oder von andern zufälligen Ursachen herrühren. Sie besteht in der Schwierigkeit, womit die Seele Eindrücke annimmt und ausbildet; oder mit andern Worten, sie ist Mangel an Wirksamkeit der innern Kräfte.

Ueber das Klima und dessen Einfluß auf Geist und Körper ist so viel Wahres und Gutes gesagt worden, daß ich das Ganze als bekannt voraussetzen und nur die einzige Anmerkung herausheben will: daß weder die überspannte Einbildungskraft — eine natürliche Folge brennender Himmelsstriche — noch die langsame Bewegung der Lebensgeister in sehr kalter Luft zu Hervorbringung des feinen und geistigen

stigen Gefühls, das die Künste erfodern, geschickt sey. Die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß Völker aus solchen Weltgegenden sich am wenigsten in den Künsten hervorgethan haben. Wohl aber hat der kalte Nord die meisten Thiermenschen, so wie der brennende Himmel in den Morgenländern und einem Theile von Afrika die ärgsten Schwärmer und Phantasten hervorgebracht, in deren starren oder glühenden Einbildung das wahre Schöne der Kunst schlechterdings nicht haften konnte.

Selbst die Egyptier, welche, wenn sie auch nicht gerade zu als die Lehrmeister der Griechen betrachtet werden können, doch allemal die Künste auf eine merkliche Stufe der Vollkommenheit gebracht haben, machen hier keine Ausnahme. Wenn ihre Kunstwerke von einer Seite zum Erstaunen reissen, so sind sie von der andern, wie Vulkan nach dem Pindar, ohne Grazie gebohren. Klima, Religion, Regierungsform, diätetische Lebensordnung — alles vereinigte sich bey diesem Volk, die sonderbarste Mischung jenes ganz originalen Charakters hervorzubringen, der sie vor allen übrigen Nationen des Erdbodens auszeichnete und sich auch auf ihre Kunstwerke erstreckte. Das Wenige, was wir von ihrer Malerey wissen, und die Ueberreste ihrer Sculptur verrathen die ausschweifendsten Ideen — die aber mit einem gewissen schwerfälligen Wesen begleitet und mit Härte ausgeführt sind. Ich bin geneigt, diese letztern Eigenschaften mehr ihrem Klima und andern mitwirkenden Ursachen, als der Kindheit der Kunst beyzumessen.

Der egyptische Styl ist mehr Bildersprache und gottesdienstlicher Prunk, als ächte Kunst. Nirgends blickt Geschmack an Regel und Ordnung hervor, die Natur ist verunstaltet.

staltet. Das Kolorit der Egyptier war diesen Begriffen gemäs. Sie sahen nebst der Dauer nur auf Glanz und Lebhaftigkeit; übrigens waren ihre Farben niemalen gebrochen, und konnten daher, aus Mangel der Schatten und Uebergänge, weder Harmonie noch Täuschung hervorbringen. Auch in ihrer Bauart, die fast allemahl ins Ungeheure geht, erblickt man deutliche Spuren jener erhöhten Einbildung, welche sie mit allen morgenländischen Völkern gemein hatten, die aber durch die Lage des Landes und durch zufällige Umstände bey ihnen eine eigne Richtung bekam.

Man kann sich von dem, was ich hier gesagt habe, aus den besten hieher gehörigen Schriften überzeugen. Ich begnüge mich, einige Winke gegeben zu haben. Bey den Egyptiern bin ich darum stehen geblieben, weil Klima und Lage des Landes bey diesem Volk die sonderbarsten Phönomene hervorgebracht haben, und daher dem Forscher zum Maasstab dienen können, auch bey andern Völkern den Einfluß des Himmels auf die Kunst zu bestimmen. Zugleich soll das Gesagte meinen Begriff von Kunstgefühl erläutern, und wie dasselbe auch sogar bey einem grossen Vorrathe sogenannter Kunstwerke, den Egypten allerdings aufzuweisen hatte, mangeln könne. Ich kann mir das Kunstgefühl nicht anders als vom guten Geschmack unzertrennlich denken — und guter Geschmack ist der Geschmack an der Natur.

Wenn aber der Einfluß des Himmels fast allgemein anerkannt wird, so fragt sichs, ob man in der Anwendung der hieraus gezogenen Schlüsse nicht zu weit gehe? Man hat es wenigstens einigen neuern Philosophen zur Last gelegt, daß sie dem Klima zuviel Macht in Rücksicht auf das Genie eingeräumt hätten. Vielleicht läßt sich der Vorwurf durch richti-

ge Bestimmung des Begrifs von Klima heben: man muß die mitwirkenden Ursachen niemalen vom Hauptbegriffe trennen. Die Entfernung eines Landes vom Aequator ist wirkende Ursache, das Klima selbst ist Wirkung. Aber diese Wirkung kann auf unendliche Art gemildert und verändert werden. Länder, die unter gleichem Grade der Breite liegen, haben gar oft das verschiedenste Klima. Die Lage und Beschaffenheit, sogar auch der Anbau des Landes, bestimmen gutentheils die Witterung — welche fast immer zwey Drittheile von dem ausmacht, was wir Klima nennen.

Aber nicht blos das Klima, sondern auch andere moralische und politische Ursachen erzeugen jene Trägheit, die so wenig Würde hat und so nah an den thierischen Mechanismus gränzt. Sie kann Folge der Sitten, der Religionsbegriffe, und der Regierungsform eines Landes seyn. In soferne nämlich dadurch die Freyheit der Seele, und mit ihr der Flug des Genies, entweder gefördert oder gehemmt wird, in so ferne wird dadurch das Gefühl für die Künste und die feinern Vergnügungen der Einbildung entweder hinauf geschnellt, oder bis zur völligen Atonie herabgestimmt. Die edle Ruhmbegierde sowohl als das Wohlgefallen an den schönen Künsten entwickeln sich nur in freyen Seelen; und ein Volk wird nicht leicht den Musen und Grazien opfern, als unter dem Schutz milder Gesetze, oder unter einem Regenten, der es liebt und seine Unterthanen glücklich machen will. Knechtschaft erniedrigt den Geist und bringt eingeschränkte Begriffe hervor. —

Ein andrer Grund der Unempfindlichkeit gegen die Künste, der mit dem vorigen viele Aehnlichkeit hat, aber nur in einzelnen Fällen Statt findet, liegt in der fehlerhaften Beschaffenheit der Empfindungswerkzeuge, welche falsche Bilder

in die Seele bringen. Dieser Zustand ist eine wahre Krankheit und unheilbar, wenn er ohne äusserliche Veranlassung Kind der Natur ist. Doch kann er auch durch Erziehung, Nahrungsmittel, Gewohnheiten, Lebensart, Mißbrauch geistiger Getränke — hauptsächlich aber durch die vorherschende Neigung für wilde Ergötzlichkeiten hervorgebracht werden. Wir können uns davon nicht besser einen Begrif machen, als wenn wir auf die Veränderung Acht geben, die bißweilen während einer wirklichen Krankheit in unsern Organen vorgeht. Wenn z. B. in der Fieberhitze die Sehnerven widernatürlich gespannt sind, so pflanzen sie das erhaltene Bild in veränderter Gestalt fort; die Körper erscheinen uns in einem andern Lichte, wir sehen alles hochgefärbt, schneidend und unlieblich. Entgegengesetzte Wirkungen erfolgen bey allzugroßer Erschlaffung der Fiebern; wir können alsdann nicht mehr unterscheiden; die Gegenstände schwimmen. Eben so wirkt die Beschaffenheit der Säfte des Körpers auf unsre Sinnenwerkzeuge. Die Lichtstralen, welche von einem blauen Körper zurückprallen, erregen bey einem Gelbsüchtigen den Begrif des Grünen; ein Hypochondrischer sieht alles finster und widerlich, u. s. w. Was hier die Folge einer zerrütteten Gesundheit ist, das kann in andern Fällen Natur oder Resultat zufälliger Umstände seyn, welche die Organen affiziren — und ist es wirklich. Erziehung, Grundsätze, Gewohnheit, diätetische Lebensordnung (wie ich schon oben angemerkt habe,) verändern den Zustand des Körpers und stimmen seine Nerven in den ihnen angemessenen Ton — und mehrentheils ist dies ein Mißton. In der Beschaffenheit der Nerven aber liegt der nächste Grund unsrer Denkungsart; sie sind es, welche allen unsern Seelenkräften den Druck geben. —

Eingewurzelte Vorurtheile, die diesem oder jenem Stand' eigen zu seyn pflegen, Geringschätzung der Künstler, enge Begriffe und Mangel gehöriger Kenntnisse — alles dies sind neue Quellen der Fühllosigkeit gegen die Künste. So lang' es Leute giebt, die es unter der Würde ihres Stands und ihrer Denkungsart zu seyn glauben, Leidenschaft für die Künste zu haben; so lange der Mann von Genie nicht den Grad von Achtung erhält, der ihm gebührt; so lang' endlich die gewönliche Art zu studiren die Erwerbung der feinern und uneigennützigern Kenntnisse ausschliesset: so lange werden die Künste unter einem Volk ihr Haupt nicht leicht empor heben. Ihr Wesen selbst ist Leidenschaft und Adel in den Gesinnungen; ihre schönste Belohnung ist der Ruhm. —

Ich bitte die Philosophie um Verzeihung, wenn ich sie beschuldige, da sie in jenem winterstarren Gewande, das sie vor noch nicht gar langen Jahren abgelegt hat, den Künsten unendlichen Schaden zugefügt habe. Hiermit will ich der Philosophie weder eine Verbeugung machen, noch das Paradoxon aufstutzen, daß die Kultur der Verstandeskräfte dem Geschmack oder dem Kunstgefühl schade. Die einseitige Ausbildung einer Seelenkraft mit Vernachläßigung der übrigen Kräfte, beweist weiter nichts, als die Endlichkeit des Menschen. Und dann kommt erst noch viel drauf an, wie diese einseitige Ausbildung beschaffen ist, und in welcher Lage von Verhältnissen sie vorgenommen wird. Der damalen allgemein herrschende Hang zu abgezognen Begriffen und die freylich sehr preiswürdige Geschicklichkeit, aus einer willkührlich angenommenen Erklärung, alles was man nur wollte, zu folgern, mußten nothwendig die sinnlichen Eindrücke erkälten, statt sie zu verfeinern und auf ihre Beobachtung ein Lehrgebäude zu gründen, das doch allemal einem Traume weniger

ähnlich

ähnlich sieht. Man wollte die menschliche Seel' erforschen, und man vergaß ihr enges Band mit einem organisirten Körper. Der teutsche Volksgeist verschwand, eine sterile Spekulation wiegte die Vaterlandstugenden in Schlummer. Die Sucht auf der Syllogismenleiter bis zum — Ey hinan zu klimmen, mußte durch eine ganz natürliche Folge der verschiedentlich modificirten Entwicklung der Seelenkräfte, manchen guten Kopf, der vielleicht die beste Anlage zum Künstler, zum Staatsmann, oder zum praktischen Philosophen hatte, in einen sehr schlechten Metaphysiker umschaffen — und, welches einerley ist, dem Staat' unbrauchbare Leute liefern. Dank sey es einigen neuern Philosophen, daß sie der Göttin Philosophie ihr reitzendes Gewand wieder gegeben und sie gelehret haben, unter dem hohen Ernst ihrer Stirne mit Holdseligkeit um sich zu blicken und den Grazien zu lächeln. Statt die Künste zu tödten, ist sie ihre Führerin geworden, so wie sie es bey den Griechen war.

Aber so sehr auch die Philosophie sich zu sinnlichen Vorstellungen herablassen, sie ordnen, veredlen, und den ewigen Gesetzen der Schönheit anpassen mag; so ist es doch gewiß, daß der Geist des Jahrhunderts und die Entdeckungen, welche neuere Zeiten in der Naturlehre und Erdbeschreibung gemacht haben, den Künsten in mehr als einem Betrachte, diejenige Wärme und Wahrheit des Ausdrucks rauben mußten, die sie bey einem sinnlichern Volk hatten. Es verhält sich hier mit den Künsten, wie mit den Sprachen: diese sowohl als jene sind heutzutage reicher, bestimmter, biegsamer und zierlicher; sie haben aber nicht mehr das kühne Feuer und die männliche Stärke des Alterthums. Wir denken mehr, und fühlen weniger; unser rastloses Bestreben nach Vollkommenheit hat nur Kälte hervorgebracht. Bey den Griechen und

fast allen Nationen der Vorwelt, welche die Künste zu einer merklichen Vollkommenheit gebracht haben, war überdem mit den sinnlichen Eindrücken das Gefühl der Religion vermischt: Bey ihnen lebte die ganze Natur, alles athmete den Geist einer Gottheit und führte einen gewissen heiligen Schauer mit sich, der bey aufgeklärtern Begriffen verschwand. — Mir scheint dies mit eine Ursache zu seyn, warum die Allegorie unsern neuern Künstlern so selten glückt. —

Wenn übertriebne Spitzfündigkeit das Gefühl für die Künste tödtet, so thut es die sklavische Nachahmung natürlicher Formen, ohne Auswahl und Schöpferkraft, in einem noch höhern Grade. Zum Unglück ist jedes Land mit Sudlern überschwemmt, welche den ganzen Endzweck der Kunst in diese Nachahmung setzen. Daher jene zahllose Menge von Schildereyen, bey denen man nichts fühlt — nichts fühlen kann, und die ganz natürlich zur Frage leiten: ob nicht in den meisten Fällen die Fühllosigkeit des Anschauers dem Künstler selbst zur Last falle, dessen Produkt blos manierte Nachahmung ist? — Gewiß in sehr vielen Fällen! Der Künstler, soll anders sein Werk die verlangte Wirkung thun, muß nur zu solchen Stunden der Begeisterung arbeiten, wo die Phantasie mit unsichtbarer Gottheit über ihm schwebt und seine Figuren aus Aether formt, ehe die Hand sie entwirft, so wie Parrhasius sich rühmte, daß ihm Bacchus erschienen sey. Dies Anschauliche, diese mentale Gegenwart ist bey jedem noch ungebornem Kunstwerk unumgänglich nöthig, wenn es sich über das Mittelmäßige erheben und nach seiner Vollendung eine ähnliche Begeisterung einflössen soll. Diesen Zweck wird der Künstler nicht erreichen, wenn er dem Dilettanten nicht vorempfunden und seine Formen mit der ganzen

Stärke

Stärke des Genies so geordnet hat, daß beym Anschauen derselben eine der seinigen ähnliche Begeisterung entstehen muß.

Aber wo ist der Künstler, dem diese Geniusstunden auf seiner Wink gegenwärtig sind? der jeden glücklichen Augenblick haschen und mit anhaltendem Feuer arbeiten kann, wenn er auch will? Der Zusammenfluß äusserlicher Umstände äussert auch hier seine fatale Wirkung. Oft ist der Erfindungsgeist vorhanden, aber er schlummert. Was ihn hindert zu glänzen, ist unter andern der übertriebne Hang zur Porträtmalerey, dem sich fast jeder Maler aus sehr begreiflichen Ursachen überläßt — und sich dabey wohl befindet. Es ist freylich nichts leichter, als ein ziemlich ähnliches Bildnis zu malen, und nichts schwerer, als ihm den Geist und den vollen Ausdruck zu geben, der es allein schätzbar machen kann.

Das, was die Porträtmalerey mit den übrigen Arten der Malerey gemein hat, vorausgesetzt, erfodert sie die tiefste Kenntniß aller spekulativen und wirkenden Kräfte der menschlichen Natur — Kenntniß von dem innern Bau, dem Zusammenhange, der Gegeneinanderwirkung der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers, und ihres sichtbaren Ausdrucks; Kenntniß der Verstandskräfte, Neigungen, Gesinnungen, Leidenschaften, der verschiednen Art ihrer Mischung, und des daurenden oder momentanen Eindrucks, den sie auf die Oberfläche machen; Kenntniß der jedem Alter und jedem Geschlecht' eigenen Unterscheidungszeichen, nebst alle den Veränderungen, die Klima, Lebensart, Beruf und Glücksszufälle hervorbringen. — Ich will mich kürzer fassen: sie erfodert die tiefste philosophische, das ist richtige, deutliche, allgemeine Kenntniß des Menschen; und hiernächst noch das, was ich den poetischen Theil der Porträtmalerey nennen

möchte

möchte — Anwendung dieser Menschenkenntniß — Sensorium für das Charakteristische eines individuellen Gegenstands. — Diese vielumfassende Kunst nun, die eigentlich niemand treiben sollte, als Männer von besondern Talenten, wird zum Tagewerk geistloser Sudler erniedrigt. Was folgt hieraus? Die billige Verachtung, welche die unzähliche Menge schlechter Porträte trifft, verbreitet sich unvermerkt auf die Malerey und ihre Schwesterkünste selbst. Der Leute, die ihr theures Ich vervielfältigen wollen, giebt es viele; sie haben von den Eigenschaften eines guten Porträts keinen Begriff, aber sie können bezahlen, wollen was Lebhaftes haben, und bald befriedigt seyn — der Mann von Genie muß mit dem Strome schwimmen.

Aus dieser Bemerkung fließt sehr natürlich eine andre: Die Unempfindlichkeit gegen die Künste rührt gutentheils von dem üblen Geschmack derjenigen her, deren Stand und Ansehen dem Volksgeist seine Richtung geben. Man muß König oder Pöbel seyn, um blos von sich selbst abzuhangen. Die mittlere Klasse von Menschen wird in ihrer Denkungsart, in ihren Handlungen, auch sogar in ihren Ergötzlichkeiten, vom Geiste der Nachahmung beherrscht. Die wenigen Edlen, die eine eigne Stimmung der Seele haben, bleiben unbemerkt, wenn nicht äusserlicher Glanz ihren Talenten das Gewicht giebt.

Hiernächst ist der Hang zur gröbern Sinnlichkeit — diejenige Art Luxus, welche die Menschheit herabwürdigt — dem Geschmack an den feinern Vergnügungen der Künste sehr nachtheilig. Rauschende Ergötzlichkeiten und moralische Erschlaffung gehen fast immer in gleichen Schritten; und wo moralische Erschlaffung beginnet, da ersterben die edlern Neigungen, das Gefühl wird stumpf, und dieser Mangel an Empfind-

pfind-

pfindsamkeit zieht einen Schleier über jene verschönerte, veredelte Natur, die, wie Venus Urania, blos Erscheinung für Geweihte ist.

Vermuthlich ist es ein Wort gesagt zu seiner Zeit, wenn ich hieher auch unsre widersinnischen Kleidertrachten rechne. Sie hemmen offenbar das Aufkommen der Künste, indem sie die Natur ersticken und den Geschmack am Natürlichschönen tödten. Man hat die Ursachen sehr gut auseinander gesetzt, warum die griechischen Künstler in der Nachbildung menschlicher Körper so vortrefflich waren. Sie hatten täglich die schönsten Formen vor sich; kein unförmlicher Faltenwurf, kein lächerlicher Schwall von vermeynten Zierrathen verbarg ihrem Blick die reitzende Natur. Der Nutzen, den sie aus dieser simplen Bekleidung zogen, und wie sehr sie von deren Vorzug überzeugt gewesen, ist daraus abzunehmen weil sie die Dorische als die älteste und natürlichste Tracht immer noch beybehielten, auch da die Jonier anfiengen, sich in der Kleidung von den übrigen Griechen zu unterscheiden. — Und nun bey uns? — Es ist wahr, wir athmen nicht in griechischer Luft; Klima, Sitten, Geist des Jahrhunderts — verbieten vieles, was damalen erlaubt war: aber ich will auch nicht, daß wir griechische Kleider tragen, oder die gymnastischen und eleusinischen Spiele wieder einführen sollen; ich wünschte nur, daß unser Anzug mehr Natur und weniger Zwang wäre. Wenn Anakreon mit reitzender Einfalt dem Maler das Ideal entwirft, nach welchem er ihm sein Mädchen malen soll; so bedarf dieser zur Begeisterung nichts mehr, als die Ode selbst und eine griechische Schöne. Aber man versuche doch was ähnliches mit einer unsrer heutigen Modeschönheiten! —

Unter den bisher genannten Quellen der Fühllosigkeit gegen die Künste sind manche, die sich auf die einzige Bildung

des

des beginnenden Menschen — das wichtigste und am meisten verabsäumte Geschäft — zurückführen lassen. Ich übergehe alle die nachtheiligen Folgen der versäumten Erziehung, als hieher nicht gehörig, und bleibe blos bey dem Eindruck stehen, den schielende Grundsätze von der Natur und Bestimmung der Künste in zarten Gemüthern hinterlassen. Welche unwürdige und erniedrigende Begriffe bringt man nicht z. B. den Knaben von den Abbildungen der altgriechischen Gottheiten bey? Unter der großen Menge derer, die sich mit dem Unterricht der Jugend abgeben, wird man lange und meist vergeblich den Mann suchen, der Einsicht und Geschmack genug hätte, seine Untergebnen auf den rechten Gesichtspunkt zu führen, aus dem die alten Kunstwerke betrachtet seyn wollen. Daß die weisen Künstler des Alterthums die Ideen ihrer Dichter und Philosophen benutzt, daß sie theils die Eigenschaften der höchsten Gottheit, theils die großen Eräugnisse der Natur, in solchen Abbildungen zu erreichen und sinnlich zu machen gesucht haben, die über die Menschheit erhaben, und nur gleichsam körperlich sind — das wissen unsre Hofmeister und Schullehrer nicht. Dagegen dichten sie dem Geschmack der Griechen die ganze Niedrigkeit des ihrigen an; ein übel verstandener Religionseifer verschiebt ihren Gesichtspunkt in Ansehung der alten Kunstwerke dergestalt, daß sie ihren Zöglingen davon die lächerlichsten Vorstellungen beybringen. Jupiter ist ihnen ein alter bärtiger Mann mit dem Donner in der Hand, sehr geschickt die Kinder zu schrecken; Bacchus ein ekelhaftes Mißgeschöpf mit ungeheuerm Bauche, umgeben mit trunknen Faunen in den abscheulichsten Verzerrungen; Venus eine unzüchtige Weibsperson in der ärgerlichsten Stellung einer schamlosen Bulerin, vor deren Anblick man die Augen zumachen müsse; u. s. w. — Ist es möglich,

sich

sich von der Kunst des geistreichsten Volks auf Erden so entehrende Begriffe zu machen? — Was würden diese Herren sagen, wenn man ihnen an einem Jupiterskopfe, der, wie beym Homer, mit einem Winke seiner Augbraunen den ganzen Himmel bewegt, das Große und Göttliche zeigte? Wenn sie im Bachus einen schönen Jüngling erblickten — im neidenswerthen Alter, wo der Frühling des Lebens beginnet — dem die unsträfliche Wollust nur jetzt erst ins heitre Angesicht tritt und die im Entzücken versenkte Seel' auf Stirn und Lippen malet? Oder wenn sie im Bilde der Venus die morgenröthliche Liebe, das beste Geschenk des Himmels fänden — frey von allen geilen Geberden, womit die Unwissenheit der Neuern sie verunstaltet hat? Wenn sie sich belehren ließen, daß man selbst in Faunen, als niedrigen Arten von Göttern, die Natur reifer und schöner Jugend im Menschengeschlechte nachgebildet habe? — Was sie sagen würden, weiß ich nicht; das weiß ich, daß falsche Vorstellungen, die man den Knaben von Kunstwerken beybringt, ihren Geschmack auf lebenslang verderben und den Keim, den die Natur für das Gefühl des hohen Schönen in ihre Seelen gelegt hatte, ersticken können. —

Trägheit des Geistes, stumpfe Sinnenwerkzeuge, verjährte Vorurtheile, enge Begriffe und Mangel gehöriger Kenntnisse, einseitige Ausbildung einer Seelenkraft mit Vernachläßigung der übrigen, düstere Spekulation und Hang zu abgezognen Begriffen, Misbrauch der Porträtmalerey, übler Geschmack der Großen, ausgearteter Luxus, vernachläßigte Bildung der Jugend — das möchten also wohl die hauptsächlichsten Quellen jener Fühllosigkeit gegen die Künste seyn; Quellen, deren Verstopfung zum Theil von der Zeit, dem Glück, und der vereigten Bemühung vieler Edelgesinnten ab-

hängt. Dann erst werden die Künste ihr wohlthätiges Licht in die Seelen gießen, wenn man aufhören wird, sie aus einem falschen Gesichtspunkte zu betrachten.

E.

2.

Zuverläßige Nachricht von Herrn Ignatz Holzbauer, Kurpfälzischen ersten Kapellmeister zu Mannheim.

Dieser berühmte Tonkünstler ist im J. 1718 zu Wien gebohren worden. Er lernte daselbst die Anfangsgründe der Tonsetzkunst von dem gründlichen Musikprofessor Fuchs. Auf seinen hernach zweymal unternommenen Reisen nach Italien (erst nach Venedig, und dann etliche Jahre darauf nach Mayland, wo er sich gegen zwey Jahre aufgehalten) machte er sich mit den damals berühmtesten Tonmeistern bekannt; und ob er gleich nicht zu ihnen in die Schule gieng, lernte er doch viel von ihnen durch freundschaftlichen Umgang mit ihnen, durch Einsehung und Anhörung ihrer Werke, die sowohl in Kirchen als auf Theatern von ihnen durch Hülfe solcher Sänger und Sängerinnen, die noch nach der wahren Methode unterrichtet waren und den dramatischen Ausdruck in ihrer Gewalt hatten, aufgeführt wurden. Nach seiner Rückkunft zu Wien wurde er daselbst Musikdirecktor bey dem Hoftheater, fand folglich Gelegenheit, seine bisher gemachten Bemerkungen anzuwenden und zu benutzen, und sie, besonders in Ansehung des Theaterstyls, bey der Ausübung zu prüfen.

prüfen. Außer einigen Kirchenstücken komponirte er Opern und Operetten. Damals fieng man auch in Wien an, pantomimische Ballette aufzuführen. Unser Holzbauer setzte viele, wie auch ganze pantomimische Schauspiele, und erhielt in dieser Gattung von Musik ausnehmenden, allgemeinen Beyfall.

Im Jahr 1751 wurde er von dem Herzog von Würtemberg nach Stuttgard berufen und als Oberkapellmeister angestellt. Auf besondern Befehl desselben komponirte er einige Kirchenstücke, wie auch viele Sinfonien und Arien zur Kammermusik. Auch setzte er einige Serenaten. Nach Verlauf zweyer Jahre komponirte er auf Verlangen des jetzigen Kurfürsten von der Pfalz eine Opera pastorale: *il figlio delle selve*, die auf dem in Schwetzingen neuerbauten Hoftheater 1753 mit höchsten Beyfall der kurfürstlichen Herrschaft und des Publikums aufgeführt wurde. Er trat hierauf noch in demselbigen Jahr als wirklicher Kapellmeister in kurpfälzische Dienste. Bald nach dem Antritt dieser Stelle komponirte er für das große mannheimische Hoftheater die italienische Oper Issipile; und dann mehrere Pastorale und Singstücke für das Theater zu Schwetzingen, unter denen l'Isola disabitata, und Donchisciotte, eine halb-komische Oper, vorzüglichen Beyfall erhielten.

Im J. 1756 that er abermals mit kurfürstlicher Erlaubniß eine Reise nach Rom, um die berühmte päpstliche Kapelle und die dortigen prächtigen Schaubühnen und Opern zu sehn. Auf seiner Rückreise über Wien besuchte er Florenz, Bologna und Venedig, wo er überall offene Operbühnen antraf, aber auch die Bemerkung machte, daß die wahre Musik und Singkunst damals schon wirklich in Verfall zu gerathen anfieng. In Wien hörte er noch die besten Singspiele. Nach

Verlauf eines Jahrs wurde er von Mannheim nach Turin berufen, um die Opera Nitteti zu komponiren. Dies geschah mit so glänzendem Erfolg, daß er noch daselbst von Mayland den Ruf erhielt, dort für das nächste Jahr die Oper zu komponiren. Er reißte alsdann durch Frankreich über Paris, um auch dort sowohl die königliche Kapelle als auch die Opern und geistlichen Concerte, die zu gewissen Jahrszeiten gehalten werden, zu hören, nach Mannheim zurück. Die Opera Nitteti, die er in Turin komponirt hatte, wurde nun auch in Mannheim, nach einigen von ihm gemachten Veränderungen für das Karls= und Elisabethfest, mit eben dem Beyfall, wie zu Turin, gegeben. Bald hierauf reiste er nach Mayland, und setzte die Oper: *Alessandro nell' Indie,* in Musik. Sie ward unter allgemeinen Beyfall und steten Zulauf über dreyssigmal vorgestellt. Von dieser Zeit an schlug Hr. Holzbauer alle Einladungen nach Italien aus, theils weil ihm das Reisen beschwerlich wurde, theils weil er die Sänger nicht mehr nach seinem Geschmack fand. Uebrigens komponirte er für seinen Hof viele Kirchenstücke, als Messen, Psalmen und Motetten, auch italienische Oratorien, unter denen *la morte di Giesu, la Giuditta,* und *il giudizio di Salomone,* am besten gefallen. Er setzte auch noch zwo italienische Opern: *Ippolito ed Ariccia,* und *Adriano in Siria;* und zwar letztere bey Gelegenheit der Vermählung der jetzigen Kurfürstin von Sachsen.

Im J. 1776 setzte er die teutsche Oper Günther von Schwarzburg in Musik. Sie ward auf der großen Mannheimer Singbühne mit aller gewöhnlichen Pracht und allgemeinen Wohlgefallen das Karneval hindurch aufgeführt, und darauf für das Karls= und Elisabethfest wiederhohlt. Diese Oper ist vollkommen in der Spart gestochen, und, dem Kurfürsten zugeignet, herausgegeben worden. Sein neuestes

theatra=

theatralisches Werk ist ein italienisches Melodrama: **Tod der Dido**, aus der Oper: **die verlassene Dido**, von Metastasio, ausgezogen. Es wurde im J. 1779 zum erstenmal bey der Zurückkunft des Kurfürsten von München nach Mannheim, vorgestellt, und noch bey Ankunft der Kurfürstin, mit beyderseitigen höchsten Beyfall, wiederhohlt.

Sein allerneuestes Werk ist eine teutsche musikalische Messe oder Lobamt, zu einem von dem kurfürstl. Hofkammerrath, Herrn Johann Franz von Kohlenbrenner, verfertigten Text. Er hat dieses Werk mit unermüdeten Fleiß bearbeitet, um zu zeigen oder einen Versuch zu machen, wie man nach der jetzt mehr aufgeklärten Tonwissenschaft in dem Kirchenstyl, bey Vereinigung der Instrumentalmusik mit den Chören und Singstimmen, verfahren müsse, um dabey nicht in den Schlendrian der Alten oder auf der andern Seite in das Theatralische oder wohl gar Komische der heutigen Italiener zu verfallen. Er hat die Musik zu diesem Lobamt nach Davids Rath: **Lobet den Herrn mit Chören, mit Saitenspiel, mit wohlklingenden Cymbeln**, verfertiget. Er wünscht, daß andre Meister ihn beurtheilen möchten, und will zu dem Ende das Manuscript gemein machen. Für sechs Dukaten sind Abschriften davon sowohl in Mannheim, als auch in München im Intelligenzkomtoir zu haben, und zwar unter folgenden Bedingungen: 1) Müssen diese 6 Dukaten in Mannheimer Geld oder nach dem 24 Guldenfuß, 30 Gulden betragen. Nach erlegter Gebühr folgt 2) in Zeit von 12 oder 14 Tagen eine vollkommene korrekte Spart von gedachtem Lobamt, oder aber, auf Verlangen, eine einfache Abschrift aller Stimmen an den Wechsler oder Käufer selbst. Auch muß 3) gleich Anfangs durch den nämlichen Freund oder Wechsler berichtet werden, wie das Geld übermacht werden soll, wobey

Briefe und Gelder frey einzusenden sind. Sollte 4) ein Liebhaber ein Spart und eine einfache Abschrift zugleich von dieser Messe verlangen; so werden über die 6 Dukaten noch 7 Gulden 30 Kreuzer Schreibgeld darauf bezahlt.

3.

Eine neue Erfindung, die Notendruckerey betreffend.

Bey den Musikaliendruckereyen fand' ich immer zwey Hindernisse, welche dem größern Debit der Verleger im Wege standen und glaubte: wenn man sie heben könnte; so müßte nothwendiger Weise eine solche Druckerey von größerm Nuzzen seyn. Das erste Hinderniß war das unvermeidliche Absetzen der Rostralstriche und dann, daß die Noten nicht so schön voll, aber schwarz genug sind. Dies gilt sowohl von den in Buchdruckerpressen gedruckten als auch von den auf Platten gestochnen und eingeschlagnen Musikalien. Das nicht in das Auge fallende Deutliche, war bisher die wahre Ursache, warum man immer die geschriebene Musik jenen beyden Arten vorziehet.

Die andere Schwierigkeit bestand in dem allzuweitläufigen und kostspieligen Mechanismus, wodurch der Verleger gehindert wird, die gedruckten und gestochenen Musikalien wohlfeiler und dennoch mit Vortheil abzusetzen.

Beyde Hindernisse aus dem Wege zu räumen, war der eigentliche Beweggrund meiner Bemühung, und durch eine Maschine habe ich meine Absicht erreicht. Durch diese kann man

man mit weit mehr Geschwindigkeit alles Vorgegebene ganz genau imitiren und zum Abdrucken fertig machen, und zwar so, daß selbst derjenige, der mit vielem Fleiße die Vorschrift schrieb, glauben muß, Er habe den Abdruck geschrieben. Da nun die ganze Bearbeitung ungekünstelt und einfach ist, auch nur mit sehr geringen Kosten geschiehet; so ist auch der Umstand in Ansehung des Preises gehoben.

Heinrich Phil. Karl Boßler,
Sekretär in Heilbronn.

4.

Beurtheilung der Kupferstiche im Göttingischen Taschenkalender, auf das Jahr 1780.

Den Anfang machen 8 Blatt verschiedener Koeffüren. Die ersten 4 Blatt sind von einem ungenannten — hätt' ich doch bald gesagt: Meister! — Gewiß, einem Jeden ganz unerwartet in einem Lieblingsbüchlein der Mode, das mit Chodowieckis Meisterstücken, einen Schritt tiefer in die Ewigkeit dringt. Die Köpfe sind ganz ohne Verhältnis und Ausdruck, verzeichnet, steif, ganz Karrikatur, nach dem Ideal von Haubenstöcken, und Meerkatzengesichtern. Beleuchtung und Stich hart, unsauber, gesudelt; alles unter der Kritik.

Die folgenden 2 Blatt sind von Chodowiecki, richtig gezeichnet, voll Leben, herrlichen Ausdruck und Grazie; Jeder der zehen Köpfe mit einem eignen merklich verschiedenen Karakter. Der Stich ist mehr punktirt, als schraffirt, sich ungleich und flüchtig: aber sanft, schmelzend und angenehm.

Die letzten 2 Blatt von Hrn. Endner in Leipzig. Ich wünschte, daß dieser junge Künstler in seiner Manier weniger Chodowiecki nachahmen mögte: indem er das gewöhnliche Schicksal der Nachahmer hat, die Fehler seines Musters zu treffen, ohne dessen Schönheiten zu erreichen. Ohne Miniaturmahler zu seyn, wie Chodowiecki, punktirt er wie dieser, jedoch matt, hart und ohne Ausdruck. Die Gesichter sind meist um die Augen verschwollen, mit einem kleinen steifen Näschen, und desto ungeheurerm Kinn, alle nach einem Leisten geschnitzt. Die Haare sehen aus, wie französisches Muschelwerk von einem Bildhauer geschnitten.

Diesen folgen 12 Monatskupfer. Sie enthalten den Ausdruck der Natur und Affektazion, in verschiedenen Situazionen des Lebens, wovon die meisten Liebhaber dieses Kalenders, in den folgenden Jahrgängen die Fortsetzung mit mir wünschen, und von dem Hrn. Chodowiecki erbitten werden. Denn gewiß diese Wahl macht dem philosophischen Künstler Ehre, da kein Einfall passender seyn kann, zur Ausstaffirung dieses beliebten Modebüchleins für unser Dezennium, das durch litterarische, ästhetische, philosophische und pädagogische Ziererey, Epoche machen wird, dessen Karakter Empfindeley und Affektazion ist.

Das erste Stück ist der Karakter der ursprünglichen Natur, in der Vorstellung eines Mannes und seiner Gattin, die gröstentheils unbekleidet, doch ohne die Sittsamkeit zu beleidigen, Hand in Hand, in einer ländlichen Gegend vertraut einherwandeln. Vermuthlich ist der Endzweck des Künstlers, durch die darauf folgende Affektazion zu zeigen, wie weit wir uns durch einen verdorbenen Geschmack, von der ehedessen so ganz ohne Kunst, so einfältig reizenden Natur entfernt haben. Der Abstand ist freylich groß, und der Gedanke

danke wahr, und schön: Aber würd er nicht nützlicher seyn, wenn man die Natur auf unser verfeinertes Zeitalter eingeschränkt hätte? Ideal der vorigen Welt, ist, so schön es an sich seyn mag, für uns unbrauchbar, da wir es nicht nachahmen können. Doch! vielleicht war es dem forschenden Blick des Künstlers unmöglich, in unserm geschmackvollen Zeitalter ein Ideal der ächten Natur zu finden! — Das Frauenzimmer ist in Stellung und Mine, ganz unverdorbene Einfalt der Natur, unabsichtliche schuldlose Grazie; und ihr Blick — den muß man sehen, empfinden: beschreiben läßt er sich nicht. Der Mann gefällt weniger, da er sich ganz von vorn zeigt. Der ganz über die Schulter gewendete Kopf ist unnatürlich, gezwungen; sein Blick für seine Situazion zu rasch, zu finster, zu forschend; in seinen sich zusammenziehenden Augbraunen liegt Drohung, oder Unwille; seine Schultern haben nicht die Lage der Ruhe, heben sich zu hoch, und seine Arme, so wie seiner Gefehrtin ihre sind um ein Gesichtsdrittheil zu kurz. Das kleine fliegende Gewand um den Unterleib hat den Fehler der meisten, die ich gesehen habe: es verräth das Bedürfnis des Künstlers, und nicht der Natur. Es würde nicht die kleinste Bewegung des Körpers, nicht den Hauch der Luft vertragen, ohne seinen Endzweck zu verfehlen; ja bey der ruhigsten Stellung würd' es verloren werden. Eine Bedeckung, die die Samhaftigkeit nothwendig macht, muß nicht angeklebt, sondern befestigt seyn: oder es ist Spielwerk. Das eine Ende des Gewands nimmt er zwar in die Hand: aber dem Ansehen nach, mehr um damit zu spielen, als um es zu halten, welches ihm in dieser Lage unmöglich seyn würde.

2. **Affektazion.** Bis auf den etwas verzeichneten rechten Arm der Dame, in Kleidung, Stellung und Mine vom

— vom kränklich delikaten Händegeben, Verkleinern des einen Auges, matten Liebäugeln, und vornehmen Blinzeln der Narrheit, bis zu den doppelten Uhren, und den aus einem Pferdegeschirr erborgten Schuhschnallen des Herrn — ganz Meisterstück! Nur der Kopfputz der Dame nebst ihrem Reifsrock allzusehr übertrieben, mehr Karrikatur, als Satire: und das dünkt mich, vermindert den Eindruck, den es machen soll. Gewöhnlich verfehlt übertriebene Schilderung ihren Endzweck. Kein gewöhnlicher Mensch kennt sich in der Gestalt des Riesen, oder des Zwergs. Der Geck wird bey dem Anblick des poßierlichen Ungeheuers, herzlich mit lachen, ohne zu fühlen, daß er über sich selbst lacht, weil er nur im mindern Grad ein Narr ist.

3. Empfindung. Ein einfach gekleideter Mann mit einem Frauenzimmer am Arm, steht in einer ländlichen Gegend, in einer sanften ruhenden Stellung, auf seinen Stock gestützt, und betrachtet mit stillem Hinstarren, die eben am Horizont hinunter sinkende Sonne. Beyde scheinen ganz in sich selbst gekehrt, in einem sanften etwas schwermüthigen Wonnegefühl versenkt zu seyn. Ganz Natur, und treffender Ausdruck der wahren, unerkünstelten Empfindung, die, ohne Grimasse, sich selbst zu vergessen scheint, und ohne zu lärmen, ohne sich um den Ausdruck zu bekümmern, ihr Aeußerliches vernachläßiget. Selbst in den etwas einwärts gekehrten Füssen des Frauenzimmers, hat der philosophische Künstler die Wahrheit dieser Bemerkung ausgedrückt.

4. Empfindung. Ebenfalls ein junges Paar in einer oberhalb zurückgebogenen, schwebenden, unnatürlich arbeitenden Seiltänzerstellung, mit einem Arm sich umhalsend, und mit dem andern gen Himmel fahrend, als wenn ein Komet im Begriff wär, auf sie herunter zu fallen — betrachtet

eben

eben dieses Schauspiel der Natur: sieht aber völlig so aus, als wenn es zu den Wolken aufliegen, oder die Sonne herunter reisen wollte. Meisterhafter Ausdruck der Ziererey, der falschen affektirten Empfindung, die bey einem Würmchen laut aufschreyt, aus einem Abendlüftchen Sturmwind, und einer Thrän ein Weltmeer macht; treffender Spiegel der rasenden Modegrimasse, der unnatürlichen Empfindeley aus dem Tollhaus unserer schönen Geister! — Aber lieber noch hätt' ich anstatt der Sonne, den so oft mit ästhetischer Wuth genothzüchtigten, bis zum Ekel beleyerten und beweinten Gottes lieben freundlichen Mond gesehen — und im Vordergrund ein paar Vergismeinnichtchen. — O warum gefiel es dem Künstler nicht, die Figuren dieser zwey Blätter wenigstens zum Theil von vorn, oder doch von der Seite zu zeigen, um auch in dem Ausdruck der Gesichter, die Größe seiner Kunst zu zeigen?

5. **Geschmack.** Ein junges Frauenzimmer, das mit ihrem Begleiter in einem einfachen, aber gewählten Anzug, in einer angenehmen Landschaft wandelt. Es ist freylich schwer, anschauliche Karakterzüge des allgemeinen guten Geschmacks anzugeben, wenn die Art desselben nicht durch besondere nähere Bestimmungen kenntlich gemacht wird. Wir mögen ihn nun entweder als eine eigene subalterne Seelenkraft, oder als eine zusammengesetzte Wirkung der innern Empfindung und des Verstandes betrachten: so kann sie als keines von beyden, durch sich selbst, wie einige andere Abstrakta, oder durch ihre nächste Wirkung, wie die meisten Leidenschaften, kenntlich gemacht werden, blos durch ihr Objekt, das denn gar zu mannichfaltig ist. Dieses ist bey dem wahren guten Geschmack, allgemein betrachtet, um so schwerer, da er das Auffallende, das Auszeichnende, gerad am meisten vermeidet,

und

und sich hauptsächlich in einer Reihe von Aeußerungen entdeckt, die nicht für den einfachen Moment einer einzigen Darstellung sind. — In der Beleuchtung des Stücks hat der so große Künstler einen unverzeihlichen Fehler begangen. Es ist Tageslicht, oder nach Anweisung der Schlagschatten, vielmehr Sonnenschein, der halb von vorn, halb von der linken Seite beleuchtet. Ueberall ist das richtig: nur der Kopf des jungen Herrn muß von einer andern Sonne beleuchtet werden, indem gerade die Schattenseite hohes Licht, und die Lichtseite tiefen Schatten hat. — Sein Gesicht gefällt mir auch nicht. Es hat mehr den Ausdruck der Einfalt, als des guten Geschmacks. — So sollte der rechte Arm der Dame in der Junktur des Ellbogen mehr markirt seyn, damit es nicht aus einem Stück pussirt zu seyn schien. — Ueberhaupt ist der Stich der Figuren weniger rein, und Licht und Schattenpartien sind nicht fein, nicht deutlich genug abgewechselt.

— 6. Geschmack (falscher). Ein Herr und eine Dame, nicht in der schönen freyen ländlichen Gegend, sondern zwischen den beschnittenen Wänden eines Gartens, im französischen Geschmack. Auch ohne darunter gestochenen Namen, würde der Ausdruck des Ganzen, Chodowieckis Meisterhand verrathen. Von Mine, Hinterbeugung des Kopfs und Leibes, Haltung des Fächers, närrischer Delikatesse des Händegebens und Stellung der Füße, bis zu den Falten der Kleidung — Durchaus Ueberladung, Steifheit, lächerlicher Putz, Kränklichkeit und preziöse Ziererey. Aber ebenfalls Karrikatur in der Damen Koeffüre — Verzeichnung der Frauenzimmerarme, oben zu kurz, unten zu lang — und ungeheure Länge der Stutzerbeine.

7. Kunst-

7. **Kunstkenntnis.** Zween Mannspersonen vor einer Bildsäule, vermuthlich Pomonens: Der Eine in einer festen ruhigen Stellung, mit übereinandergeschlagenen Armen, gesenktem Kopf; in seinem Gesicht, Verstand, Ernst, Denken, tiefer forschender Kennerblick, und aufmerksame Prüfung. Der Andere ebenfalls in einer festen Stellung, zurückgebogenem Kopf, hoher Brust, und gesenkten, vorn nachläßig zusammengeschlagenen Händen; in seinem Gesicht Adlerblick, und scharfe, redende Beurtheilung. Beyde sehen nach Kopf und Busen, als den vornehmsten Theilen der Statue. Zwo herrliche Figuren, edel, kraftvoll, sprechend, Ausdruck im kleinsten Theil, voll Geist und Leben. — Ein kleiner Fehler, daß die Westenknöpfe an der unrechten Seite stehen, und an dem rechter Hand, das Obertheil der Arme etwas zu lang ist. Die Bildsäule nicht ganz so gut, nicht steinartig, nicht unterschieden genug von der lebenden Natur. Der rechte Arm nicht korrekt, die Hand zu groß, die Knie beyde zugleich, und stark gebogen. — Uebrigens das Ganze rein und deutlich bearbeitet, in einem angenehmen hellen Sonnenlicht, mit kleinen kräftigen Schattenpartieen.

8. **Kunstkenntnis.** (Die falsche) Vor eben dieser Statue, zwo Mannspersonen, an denen lächerliche Einbildung und Unwissenheit, in jedem Zuge des Grabstichels lesbar ist. Der eine steht da, wie ein artistischer Schulknabe, mit hintergeschobenem Huth, und herausgedrücktem Unterleib, reist für Erstaunen Mund und Augen weit auf, und breitet die Hände aus, seinem bewundernden Ach! destomehr Nachdruck zu geben. Der Andere betastet mit dem Zeigefinger die Statue, und beugt sich mit dem Oberleib wieder zurück, seinem Gesellschafter mit einem einfältigen Gesicht, voll angenommener Entzückung und Kennermine, sein Urtheil zu

sagen. Nichts zeichnet den Karakter der eingebildeten Halbkenner so unterscheidend, als daß sie ihre Aufmerksamkeit nur auf die Früchte richten, die Pomone in ihrem Gewand hält. — Doch! ich muß die Beschreibung dieses Blatts aus dem Kalender selbst, hersetzen. Sie ist so herrlich, als das Bild selbst:

Hier sieh den Connoisseur, du, der du dieses Blatt anschauest, oder rühme dich nie eines Menschengesichts mehr. Wenn du nicht siehest thätige Federkraft des Sammlers, nicht den Muth, Rom nach Sachsen zu schleppen, in der Spannung des nach Antwort schnappenden Geschwindfragers, nicht lähmendes Entzücken, und dem Weinrausch sich nähernde Wonnetrunkenheit des bis zur Husarenattitüde abgespannten; wenn die 15 ausgespreizte Finger in einer Reihe nicht sagen, das, was der sechzehende berührt, sey das Werk mit der Astráa geflüchteter, oder ausgestorbener Kunst: so gieß du dein Dintenfaß auf dieses Blatt, und meine Erklärung, denn sie nutzen dir eben so viel. Sie scheinen, sich nicht um die Schönheit und Bedeutung des Körpers der Bildsäule zu bekümmern, wovon ohnehin, weil es ein Mädchen ist, jeder Bube die Kenntnis mit auf die Welt bringt, sondern vielmehr zu bewundern die Wärme, womit der Künstler gebrochen hat die Falte des leinenen Marmors, zu färben die ölichte, vögeltäuschende Glätte einer Traube, oder zu sehen den versteinerten Duft einer Blume, welcher um zu riechen, nichts fehlt, als der Geruch.

9. **Böses Wetter.** Ein Soldat in seinen Mantel gehüllt, geht gebückt und geschwind unter dem Regen hinweg. Gerade so, wie es ein jeder ehrlicher Mann macht, der sich zwar nicht gern einweichen läßt, doch aber auch nicht von einigen Wassertropfen zu zerfließen fürchtet, wie eine Menge zärtlicher,

licher, junger, unteutscher Herren, die, wenn sie nur hundert Schritte zu gehen haben, schon bey heiterm Wetter sich präservative mit einem Regenschirm versehen, um bey dem möglich unglücklichen Fall, für einer Verkältung durch ein Duzzend Regentropfen — oder welches noch schrecklicher wäre — für einer Verwüstung des wichtigsten Theils ihrer Person, der zärtlichen Frisur, sich sicher zu stellen.

10. Böses Wetter. Ein junger Herr mit in die Queere gesetztem Huth, leichten, kurzen, weitausgeschnittenem Röckchen, in Stiefeln und Sporn, marschirt unter einem Regenschirm sehr gravitätisch einher, und nimmt seinen Degen vor, damit die Scheide desselben nicht beregnet wird. Wenn es kein französischer Offizier ist: so muß es ein galanter Renommist von einer teutschen Akademie seyn.

11. Die Reitbahn. Zween junge Leute sitzen zierlich und anständig, aber ungezwungen und natürlich zu Pferd. Das Blatt würde gut seyn, wenn der Künstler, besonders in der vordersten Figur, nicht gar zu grobe Fehler wider die Proporzion gemacht hätte. Die Beine des Reiters sind beynah um ein volles Drittel zu lang, und nach dem Maasstab des Köpfchens kömmt eine Schlangenfigur von 10 Kopfslängen heraus. Der linke Fuß ist noch ein Merkliches länger als der Kopf. Doch

dormitat interdum bonus Homerus.

Er muß nur nicht zu oft schlafen!

12. Die Reitbahn. Ebenfalls zween Reiter in der verschiedenen Attitüde unserer häufigen Petitmaiters zu Pferd. Einer, wie ein fauler Bauernjunge, der auf den Acker zu ziehen scheint, und der Andere mit aufgeblasenen

Backen,

Backen, den Leib zurückgebogen, die Beine steif vor sich hingestreckt, die Arme völlig simmetrisch an den Leib angezwungen, und die Rute wie ein Zepter vor sich hinhaltend.

Möcht' es doch dem philosophischen Künstler gefallen, fortzufahren, seinen Grabstichel zur Geisel der Thoren zu machen, und eine Karakteristik der Modenarrheiten unseres Zeitalters, für unsere Nachkommen zu schildern!

5.

Beurtheilung der Kupferstiche im Gothaischen Hofkalender, auf das Jahr 1780.

Gestochen sind sie von Geyser, — auf dessen Rechnung also nichts von den Fehlern, aber alle Schönheiten des sehr feinen Stichs kommen — und gezeichnet sollen sie seyn von — Chodowiecki? — So stehts zwar da: aber ich wünschte den Namen dieses großen Künstlers nicht so gemisbraucht zu sehen; denn höchstens kann es das Werk eines seiner Schüler seyn. Ich werde mich bey diesen Blättern etwas länger aufhalten, um einer Menge von Anfängern oder Sudlern, die den Namen der Künstler, und der Dichter, deren Werke sie vernusbrämen, so sehr entehren — um denen zu zeigen, daß es so leicht nicht sey, den Gedanken des Dichters auszudrücken, und gut auszudrücken. Wenn sie doch unterlassen mögten, sich an Arbeiten zu wagen, denen sie nicht gewachsen, von deren Regeln sie gar keine Begriffe haben, die **Meistern** zuweilen mislungen sind. Die unwissende Dreistigkeit dieser Leute mögte noch zu verzeihen seyn, wenn sie

sie sie für sich, und nicht auf Unkosten des lesenden Publikums übten, das jetzt für Vignetten und Kupferstiche mehr bezahlen muß, als sonst das ganze Buch kostete. Die elenden Schriftsteller stehen unter der Geisel der Kritik: warum sollen denn Stümper von Künstlern allein das Recht haben, das Publikum ungestraft um sein Geld zu bringen? Ist das Buch schlecht: so kauf ich es nicht; wenn aber die Stiche noch so elend sind: so muß ich sie doch mit bezahlen, wenn ich anders das Buch haben will, das sie verunstalten.

Der Stof zu gegenwärtigen 12 Monatskupfern ist aus Leßings Liedern und Fabeln genommen.

Das erste: Die Küsse, mit der Unterschrift: Ja — so ein Kuß, das ist ein Kuß. Der Künstler hat wohl gethan, daß er die Stelle darunter gesetzt hat, denn außerdem würde gewiß niemand auf die Vermuthung kommen, daß das ein mit Gefühl sich küssendes Paar seyn sollte. Lesbiens Gesicht — wie so matt, so ganz leer von Ausdruck, von Grazie, von Empfindung der Liebe! Nichts als unverschämtes, hirnloses Angaffen eines verdrüßlichen Mädchens. Und die Mine des Herrn — ganz Ausdruck des stolzen aufgebrachten Mannes, der einen Verweis giebt! Alles gerade das Gegentheil von dem, was es seyn soll. Eine Vorstellung verliert ihren Werth ganz, ist nicht Gemälde, sondern Sudeley, so bald man das, was es seyn soll, sobald man den Gedanken des Dichters, oder Künstlers nicht im ersten Anschauen errathen kann. Allemal fällt mir da das Bild jenes ehrlichen Mannes ein, der Daniel im Löwengraben — da er aber noch nie Löwen gesehen hatte — unter Schweinen mahlte, mit der Unterschrift: Das sollen ja Löwen seyn.

Der Dichter hat freylich den Vorzug vor dem Künstler, daß er in Einem Stück eine Zeitfolge, und Gradazion von

Empfindungen, und Handlungen schildern kann, da die Vorstellung des Letzten nur momentan ist. Allein wenn der Künstler mit Einsicht denjenigen Augenblick wählt, aus dem die vorhergehenden sich schließen, und die folgenden sich errathen lassen: so hat er vor dem Dichter den unendlichen Vortheil, daß er das in mir hervorzubringende Ideenbild, durch eine gleichzeitige, nicht durch Perioden und Konjunkziones unterbrochene, anschauliche Vorstellung, unmittelbar in mir hervorbringen kann, wozu Jener verschiedene — nicht an sich, sondern durch die Mängel der Erzählung, — von einander abgesonderte, und sich folgende Vorstellungen braucht, die ich in meiner Fantasie, in Ansehung der Zeit, und des Objekts, erst wieder verbinden, und ihre Aehnlichkeiten aufsuchen muß, um die verschiedenen Abstrakta auf ihr einziges Konkretum zu reduziren — und also mir immer eine nur noch unvollkommene Vorstellung davon zu machen. Aber wie kann der Künstler diesen Endzweck erreichen, wenn er entweder einen unschicklichen Zeitpunkt wählt, der nicht die möglichste Zahl der Bestimmungen enthält, oder wenn er die Sache aus einem falschen Gesichtspunkt vorstellt, in welchem die stärksten Karakterzüge verborgen bleiben, oder wenn er gar die karakterisirenden Eigenschaften der Sache nicht kennt, oder im Ausdruck verfehlt?

Wider alles Dreyes ist hier gesündigt. Der epigrammatische Schluß des Lieds, ist freylich wohl überhaupt der wahre Gesichtspunkt: aber er ist noch nicht scharf genug. Nicht blos das Küssen, sondern der spezifische Karakter desselben in seinen Wirkungen, der Ausbruch der lebhaften Empfindung, über den unendlichen Unterschied dieses Kusses von andern Küssen, ist der eigentliche Punkt, in welchem der Künstler den Dichter erreichen muß: oder er hat gar nichts gethan. Gar

nichts

nichts von dem in dem Bilde! Was für Mine! Was für Stellung!

Der momentane Zeitpunkt, in welchem die Geschichte sich vorstellen läßt, ist dreyfach.

1) Der Augenblick, in welchem Lesbia, der zärtlichen Klagen ihres Liebhabers überdrüßig, sich entschließt, ihn seiner Bitte zu gewähren. Diesen scheint der Künstler gewählt zu haben. Sie schlägt ihre Arme um ihn her, da er sie an seinen Busen drückt, und hebt ihren Mund zu dem seinigen empor. Aber wo bleibt hier die kaum überwundene schamhafte Weigerung, die so zärtliche Klagen verursachte, und die sich doch gewiß nicht sogleich in ein plumpes Entgegeneilen verwandelt? Oder dann ist sie nicht Leßings Lesbia! — Und das ist sie gewiß nicht, da sie so steif da steht, wie ein Soldat im Gewehr, und mit einer Mine, bey der mich ein Frost überläuft, ihm starr in das Auge sieht. Wie überflüßig, wie unschicklich ist bey diesem Stillhalten die arbeitende Stellung des Mannes mit seinem vorgebogenen Leib, und ausgestreckten, zu langen Bein, als ob er einen Zentaur zu bekämpfen hätte! Er hat ja keinen Widerstand zu überwinden! Sie steht ja, wie ein Lämmchen, mehr noch — — —! Die Einwilligung des sittsamen Mädchens, muß dem zudringlichen Manne nicht entgegen kommen — muß blos nachgeben; und das kann sie nur in einer vor- rück- oder seitwärts gebogenen Stellung, auf die Seite gewendetem Gesicht, und gesenktem Blick. Ein Mädchen, das auf mein Bitten, mit dem Anstand eines Grenadiers, und mit starrem Blick mir den Mund hinhält — nun, deren Kuß mag ich weder besungen noch gemahlt wissen. — Und wo ist in dem Gesichte des Liebhabers die schmachtende, bittende Mine? — Hat die Zeile: aus meiner Klagen Ueberdrus den Künstler verführt? Klagend mögte sie zwar

seyn: aber nicht zärtlich, sondern stolz, aufgebracht, mürrisch, verweisend. Und gewiß konnte doch Lesbia nur zärtlichen Klagen nachgeben.

Ueberhaupt aber ist dieses nicht der schicklichste Zeitpunkt der Handlung. Ich kann zwar schließen, was vorhergegangen ist; ich sehe den Knoten, wie er im Begriff ist, sich zu entwickeln: aber ich kann nicht voraus sehen, was wirklich erfolgen wird. Ueberdieses geht mir das schönste der Handlung, Lesbiens Schaam, und des Liebhabers Entzückung ganz verloren. Doch! der Künstler sah vielleicht zum voraus, daß seine Lesbia, und sein Liebhaber, weder der Schaam, noch der Entzückung fähig seyn würden.

2) Der zwete Zeitpunkt ist der Augenblick des Kusses. Sehr weise hat diesen der Künstler verworfen, da er zwar am leichtesten vorzustellen ist, aber auch den wenigsten Ausdruck erlaubt, und auf den Gedanken des Dichters, den er anschauend machen soll, gar nicht schließen läßt.

3) Der Augenblick nach empfangenem Kuß. Und das ist der schicklichste, der den Sinn des Dichters treffendste. Stellung und Mine verräth den Vorfall des vergangenen Augenblicks und die Empfindung des gegenwärtigen, womit die Handlung geschlossen ist. Wie reitzend müste das schamhafte Zurückweichen der sittsam zärtlichen Lesbia seyn, indem sie sich aus den Armen des begeisterten Liebhabers loswindet! Ein Hauptumstand bey dem Dichter, der Mädchen und Handlung karakterisirt! — Und wie hinreisend müste der Ausdruck des Entzückens, in der Mine des Glücklichen seyn! — Dann erst würde die Unterschrift passen: Ja — so ein Kuß, das ist ein Kuß.

2. Die Haushaltung mit der Unterschrift: Herr Nachbar, nur herein! Mein böser Teufel ist zum

Weine,

Weine, wir sind alleine. Herr Lau wird von seiner lieben Ehefrau, zum Hause hinaus gezankt. Sie jammert, daß sie die Nacht allein bleiben soll. Glücklicher Weise merkt das der Herr Nachbar. Er klopft: sie ruft, Herr Nachbar ꝛc. Wer in aller Welt wird unter diesen beyden Figuren, eine junge Frau mit ihrem galanten Tröster, die gemeinschaftlich über die Abwesenheit des Mannes sich freuen, und sie bestens benutzen, vermuthen? Alt — und bös genug siehet das Weib aus: aber das, sagt der Dichter, war sie nur gegen ihren Mann, um bey der Ankunft ihres Geliebten desto freundlicher zu seyn. Allein hier empfängt sie ihn völlig mit der Steifheit und Würde einer eingebildeten * * * * Kaufmannsfrau, der ein demüthiger Gelehrter in aller Unterthänigkeit seine Aufwartung macht, um ihr für eine genossene Suppe den Handschuh zu küssen. Völlig so steht er da. Die ganze Figur ist Karrikatur. Ein alter steifer dicker bucklichter Mann, mit eingezogenem dicken Kopf, dumm furchtsam um Erlaubnis bittenden Mine, in einer demüthigen Verbeugung und unbehülflichen schüchternen Stellung, der die Thür in der Hand behält, als ob er nicht wage, hereinzukommen; — ist das wohl der Galan, der der jungen feurigen Frau, die Abwesenheit ihres Mannes versüssen soll? Wer wird nicht hier einen jungen, kecken, raschen Buben, mit gewandten Knochen, listiger Mine, in einer freyen vertrauten Stellung erwarten? Sein Amt macht ja das nothwendig. Und sie — nun, da hätt' ich statt des alten, steifen, strozenden Weibes ein feuriges junges Weibchen erwartet, das für Vergnügen, über den so zur rechten Zeit gekommenen Besuch, freudig aufspringt, und ihn zärtlich bewillkommt — da sie hier ihm die Thür zu weisen scheint. — Die zwey Profile machen auch einen unangenehmen Eindruck, so wie auf dem vorigen Blatt. Nie-

mals oder selten müssen die 2 einzigen Figuren eines Stücks im Profil gezeigt werden, Eins muß en Face seyn.

3. Die Schöne von hinten mit der Unterschrift: **Was wars, das mich entzückt gemacht? Ein altes Weib in junger Tracht.** Ein sehr gutes Stück, in welchem der Künstler den Dichter erreicht, und völlig ausgedrückt hat. Er hat zu seiner Vorstellung den einzig schicklichen Augenblick gewählt, in welchen sich die alte Schönheit herumdrehet, und ihr liebliches Angesicht zeigt. In diesem ist außer dem Alter, alle die lächerliche Kunst und Bemühung jung zu scheinen, noch zu gefallen, und zu erobern, ausgedrückt. Es hat ganz das nicht zu verkennende Gepräge dieser ekelhaften devalvirten Koketten. — Die Stellung der beyden betrogenen Mannspersonen ist von hinten, aber voll Leben, und sprechend. Der Eine beugt sich, da sie sich umwendet, neugierig auf die Seite, und der Andere, da er das Meerkatzengesicht gewahr wird, scheint für Schrecken einen Schritt zurück zu treten. — Nur die Beine sind zu lang.

4. Die schlafende Laura mit der Unterschrift: **Schnell thaten sich die Augen auf. Die Augen? — Nein, der Himmel that sich auf.** Nie ist wol der Gedank eines Dichters schlechter verstanden, schlechter ausgedrückt, mehr gemishandelt worden, als dieser. Wir wollen sehen, was Lessing sagt: **Nachläßig hingestreckt — die Brust mit Flor bedeckt — der jedem Lüftchen wich — das kühlend ihn durchstrich — lies unter jenen Linden — mein Glück mich Lauren finden. — Sie schlief. — —** Was hat sich hier der Künstler unter der schlafenden Laura gedacht? — Oder was will er, daß der Anschauer sich unter ihr denken soll? — Eine besoffene Bachantin, die ihren Rausch verschläft? Denn um ihr Haar ist etwas gewunden, das einem

Kranz

Kranz von Epheu oder Weinlaub ähnlich siehet — Oder eine Bordelschwester? — Oder eine Nymphe von der Landstrase? — Die Brust mit Flor bedeckt ꝛc. setzt zum voraus, daß das übrige besser bedeckt, ordentlich bekleidet gewesen sey: aber hier sind Brust, Arm und frech von einander gespreizte Beine ganz blos, und nur das Uebrige mit einem Flor bedeckt; denn ein dünnes Hemde soll doch wohl keine Bekleidung seyn? — Pfui des herrlichen Mädchens, das barfüßig, im bloßen Hemde, im Feld herum läuft, und mit ausgebreiteten Beinen, unter einen Baum sich schlafen legt! Eine größere Sottise konnte Leßings ärgster Feind ihm nicht sagen. — Ich ließ mich sanfte nieder, fährt der Dichter fort: aber hier fällt der barfüßige Junge, mit um den Kopf hängenden Haaren über sie her, daß er die bloßen Beine — die man sonst übersehen möchte, — gen Himmel kehrt — daß jedes sittsame Mädchen erröthen, und den schamhaften Blick von der schändlichen schamlosen Stellung mit Unwillen abwenden muß. Und dies ist ein Bild in einem beliebten Modebuch unserer Zeit, das auf den Toiletten der Damen und in den Händen der Mädchen seyn soll? — Zwar drückt der Künstler den Augenblick aus, in welchem der Knabe sie schon geküßt hat, und also vermuthlich für Entzücken zappelt, und mit den Beinen in der Luft spielt. Was muß Leßing denken, wenn er seinen naiven unschuldigen Gedanken in eine so schamlose Vorstellung umgeschaffen sieht? — Das unschuldigste, was der Anschauer bey diesem Bilde sich denken kann, ist ein muthwilliger Hirtenbube, der mit einem unverschämten Gänsemädchen sich im Grase herumbalgt. — Gott Apoll bewahre doch in Gnaden jeden ehrlichen Dichter für einer solchen Metamorphose des Künstlergenies!

5. Der Tod, mit der Unterschrift: **Tod! bat ich, ich mögt' auf Erden gern ein Mediziner werden. Laß**

mich, ich verspreche dir meine Kranken halb dafür. Dieses reizende Lied hat verschiedene schickliche Zeitpunkte der Vorstellung. 1) Die Ankunft und die Drohung des Todes. 2) Den zweifelhaften Augenblick, in welchem er das angebotene Glas Wein lächelnd austrinkt. 3) Wo der Zecher ihm Mediziner zu werden verspricht, und 4) wo er den Zecher verläßt. Ohne Zweifel haben die zween ersten mehr anschaulichen Karakter, würden dem Künstler mehr Stof zur Vorstellung geben, leichter zu bearbeiten seyn, und besser in das Auge fallen. Der vierte ist der eigentliche Sehepunkt des Dichters: aber der Künstler hat den dritten gewählt, vermuthlich, um die Satire auf die Aerzte zu benutzen. Aber wie hat er den Gedanken ausgeführt? Nach des Dichters Beschreibung ist der Zecher ein freundlicher, lebhafter, fröhlicher, schalkhafter Bursch, der von dem Feuer des Weins begeistert, — nach meiner Vorstellung — in einer leichtsinnig lustigen Stellung, mit dem Glas in der Hand, neben seiner Flasche sitzt oder steht, vertraulich, freundlich und bittend, aber mit einem schelmischen Gesicht, den Tod anredet. — Und hier — sitzt ein viereckigtes aufgedunsenes Geschöpf, mit einer überaus dummen Mine, in das Gesicht gekämmten Borsten, mit beyden neben einander auf den Tisch genagelten Armen, in einer lümmelmäßigen Stellung, auf einem hölzernen Stuhl aus dem vorigen Jahrhundert, und erweckt einem Jeden, der in einer Dorfschenke gewesen ist, im ersten Augenblick die Idee eines ungehobelten, dummen, vierschrötigen Pferdeknechts, der sich müde geackert oder gedroschen hat. Und unter dieser Figur soll man sich den fröhlichen Sänger des Weins, den Dichter des reizenden Lieds denken? — Und der Tod — wenn es doch ja nicht der Genius der Alten seyn darf, weil das Wort Furchtgerippe da steht — wiewohl ich das Gerippe mögte lächeln und Weintrinken sehen — wozu aber das Tuch, in welches er gehüllt ist?

Um

Um nicht in einer gar zu fürchterlichen Gestalt zu erscheinen? Um die Eindrücke eines plötzlichen Schreckens zu hindern? Oder aus Schamhaftigkeit? — Vielleicht wollt' er dem Zecher bald sein Leichentuch mitbringen!

6. Wem ich zu gefallen suche und nicht suche, mit der Unterschrift: Diesen Allen wünsch' ich zu gefallen. Dieses Gedicht hat zween Gesichtspunkte, aus denen es vorgestellt werden kann, und der Künstler hat den angenehmsten gewählt. Aber dem ungeachtet glaub' ich nicht, daß er gut gewählt hat, weil der Inhalt eines jeden Theils viel zu reichhaltig für die Vorstellung auf ein so kleines Blatt ist. Der Künstler hat das wol gefunden, und daher von der großen Menge derer, denen der Dichter zu gefallen wünscht, nur die Mädchen und jungen Weiber ausgewählt. Aber eben dadurch hat er auch den Sinn des Dichters nur halb ausgedrückt: denn zu den Allen zählt der Letzte auch muntre Alte, küssende, zechende, scherzende, spottende Dichter, geschickte Redner, Federbüsche, die nicht prahlen, Reiche, welche reich bezahlen, Krieger, die ihr Leben wagen, Arme, welche nicht verzagen. — "Aber wie sollten auf einem so kleinen Blatt all' die verschiedenen Figuren anzubringen seyn?" — Eben darum ist es keine schickliche Vorstellung hierher: denn um des Eigensinns meiner Wahl willen, muß doch der Einfall des Dichters nicht kastrirt werden. Oder hat der Künstler dasmal den Dichter aus den Augen verloren, sich selbst substituirt, und nur die herausgezogen, denen er zu gefallen wünscht? — Der Einfall wäre gut: nur müßt er nicht unter den Leßingischen Liedern stehen. — Und wo bleibt denn nun der Redende, als die Hauptperson? — Freylich ist der noch schwerer mit Schicklichkeit anzubringen: aber doch immer nothwendig, wenn der Anschauer nicht fragen soll: Nun wer wünscht ih-

nen denn zu gefallen? Auf dem Bild steht ein tanzendes Frauenzimmer, kräftiger schattirt, als die Andern, von ihnen abgesondert, im vodersten Grunde, und die Uebrigen wenden sich alle nach ihr zu: Was ist natürlicher, als daß ein Jeder, der das Leßingische Lied nicht auswendig kann, oder nachliest, sie für die redende Person hält, die den Andern durch ihren Tanz zu gefallen wünscht? — Ei ei! sagte mein Freund, da er das Bild sah — Diesen Allen mag ich nicht gefallen.

7. Der Riese, mit der Unterschrift: **Unsinnige Spötter der Religion! eure Zungenpfeile fallen wieder zurück.** Der Riese, der durch das Zurückfallen des Pfeils, womit er die Gottheit treffen wollte, getödtet da liegt. Das Riesenmäßige seiner Größe ist durch das Verhältnis mit den übrigen Gegenständen gut — die Muskeln zu wenig ausgedrückt.

8. Das Geheimnis, mit der Unterschrift: **Ich weis — ein Vogelnest; doch wo es ist? fragt nicht.** Die Unterschrift zeigt hier den Zeitpunkt der Erzählung, welchen der Künstler gewählt: aber sehr schlecht ausgedrückt hat — Entweder ist der einfältige Hans noch in dem Bekenntnis begriffen; oder er hat es schon herausgesagt. Beyde Momente haben ungemein viel Stof zum Ausdruck, der aber hier gar nicht benutzt ist. Wie herrlich hätte der Künstler im ersten Fall seine Geschicklichkeit zeigen können, wenn er den ungedultigen Pater vorgestellt hätte, wie das Vergnügen, die Hartnäckigkeit des Buben überwunden zu haben, und die Hofnung, seine immer erhöhete Neugierde befriediget zu sehen, sich auf seinem Gesicht mahlt, wie er in dem Augenblick, da seine Erwartung auf das höchste gespannt ist, sein Ohr nach dem Beichtenden hinsenkt — und den armen Hans, wie er von den Drohungen des Paters erschreckt, mit seiner Verlegenheit kämpfet, und in sichtbarer Angst sein Geheimnis heraus stottert. — Im andern

dern Moment würde das ungedultige Auffahren des betrogenen Paters, dessen gespannte Erwartung so lächerlich getäuscht war, und der schimpfende Ausbruch seines Unwillens darüber — nebst dem Erstaunen des erschrockenen Jungen, der die Ursache von des Paters plötzlichen Zorn nicht begreifen kann, ein sehr unterhaltender Anblick gewesen seyn. Aber um dem Dinge weit kürzer abzuhelfen, versteckt der Zeichner das Gesicht des Jungen sehr weislich in den Schatten, den Pater hinter den Beichtstuhl, und läßt uns bey der herrlichen Fabel nichts, als einen am Beichtstuhl knieenden Menschen, und ein Zipfelchen von dem Kleide des Ordensgeistlichen sehen. Ein Kunstgrif, der keinem Anfänger zu verzeihen ist! Die Regel der Kunst erfodert, daß ich im richtig gewählten Moment, die Handlung von der Seite vorstelle, wo sie den meisten Ausdruck hat, den Sinn des Dichters am treffendsten ausdrückt, und des Anschauers Phantasie am meisten befriedigt. Wozu nützt mir denn die Wahl des Zeit- und Gesichtspunkts, wenn nicht der möglichst wirksamste Ausdruck und Karakter des Stücks der Endzweck ist? Hier ist gar keiner. Der Anschauer sieht nichts, fühlt nichts, versteht den Dichter nicht ohne Erklärung: worinn besteht denn der Werth des Blatts? Ueberdieses ist noch der Junge richtige 8 Köpfe lang, die Länge des gewöhnlich längsten ausgewachsenen Menschen; und doch solls ein Bube seyn, der noch mit Vogelnestern spielt?

9. Faustin, mit der Unterschrift: **Er fand sein Weib und seine beyden Kinder, und — Segen Gottes — zwey dazu.** Ein schönes reizendes Blatt voll Wahrheit und Empfindung. Faustin kommt nach einer 15jährigen Abwesenheit zurück, trit in das Zimmer, und da er im Begriff ist, seine liebe Frau zu umarmen, da sein Sohn ihn bewillkommt, und seine Tochter ihm die Hand küßt, — erblickt die zween aller-

liebsten

liebsten Knaben, die ihn in einiger Entfernung, mit einer drolligen Verbeugung bekomplimentiren. Ernst und voll Erstaunen zeigt er auf sie, und scheint zu fragen: Wo kommen aber die her? — Und die Frau, wie die durch den unvermutheten Besuch, wie vom Donner gerührt da steht, wie eine arme Sünderin die Augen niederschlägt, die Hände windet, und für Scham in die Erde zu sinken scheint! Lauter herrlich ausgedrückte Folgen der Fabel, die wir bey dem Dichter nur vermuthen konnten, hier aber sehen.

10. Der Eremit, mit der Unterschrift; Die erste, die zu ihm die heilge Wallfahrt that, war ein betagtes Weib. Der Künstler hat aus dieser langen, an satirischen Zügen so reichhaltigen Erzählung drey Stellen herausgezogen. Die erste schildert die Ankunft des auf zwo Krücken daherhinkenden alten Weibes, und des Betrügers heuchlerisches Gebet. Recht gut ausgedrückt!

11. Die zwote Stelle, wo das alte Weib durch die Gassen der Stadt gieng, und ausrief: Der ist verloren und verflucht, der nicht den Eremit besucht. Das alte Weib schreit nachdrücklich genug: aber die Figuren der Umstehenden sind nicht abwechselnd genug, ihre Stellungen zu einförmig, zu steif, ihre Minen haben zu wenig Mannichfaltigkeit im Ausdruck. Ueberhaupt zu wenig Neugierde, gar nichts von Spott. Bey einer solchen Veranlassung versammeln sich Leute von vielerley Ständen, von jedem Alter, und der mannichfaltige Unterschied ihrer geäußerten Empfindungen ist eben so groß, als der Unterschied ihrer Karaktere und politischen Verhältnisse. — Was soll aber das Augen und Hände gen Himmel hebende Kind? Zur Verwunderung ist das zu viel: oder soll es beten? Wenn es ein altes Weib wäre! — Ueberhaupt hat diese ganze Handlung zu wenig Karakter, Moral und Satire; und das

ekel-

ekelhafte alte Weib mit ihren Krücken, daß der Anschauer nun schon vom vorigen Blatt kennt, kann, als die Hauptperson ihn eben nicht sehr angenehm unterhalten. Ein unangenehmer, häslicher, monströser Gegenstand, kann wohl Einmal lebhaft vergnügen, theils wegen seiner Besonderheit, die wir zur Abwechslung lieben, theils weil er uns unvermerkt, auf eine uns schmeichelhafte Vergleichung unserer Vorzüge leitet: aber mehrmal darf er uns nicht wiedergebracht werden, wenn er nicht ekelhaft werden soll. — Warum benutzte der Künstler nicht den unmittelbar vorhergehenden Umstand, wo das alte Weib den vor der Hütte des Eremiten abgebrochenen Splitter, beschauen, belecken und küssen läßt? Dieses würde sehr leicht mit dem gegenwärtigen Moment zu vereinigen gewesen seyn, der Handlung mehr Karakter, mehr Mannichfaltigkeit, und dem Gedanken mehr Salz gegeben haben.

12. Die letzte Szene dieser Erzählung, wo der Eremit vor Gericht steht, und aller wohlgegründeten Einwendungen der klügern Rathsherrn ungeachtet, dem Richter, der sich an der Schande der gehörnten Männer ergötzt, eine Jede der verführten Weiber mit Namen nennen soll, und nach wiederholten Nöthigungen endlich sagt: **Nun gut Herr Richter! Seine Frau.** Die äußerst komische Bestürzung, des für seine schadenfrohe Neugierde, mit eigner Schande bestraften Richters, wie er vom Stuhle aufspringt, sich über den Tisch hinbeugt, die Augenbraunen zusammenzieht, den Mund aufsperrt, und die Winkel desselben herabzieht, ist ganz vortreflich ausgedrückt. — Allein die Stellung und Mine des Eremiten ist ganz falsch. Er steht nicht da, wie ein zum Bekenntnis genöthigter Verbrecher, sondern mit dem Anstand eines eifrigen Strafpredigers, der Rache vom Himmel herunter donnert, oder mit Seherblick die Geheimnisse der Zukunft enthüllt. — Die Anzahl

der

der Rathsherrn, von denen der Dichter redet, ist außer dem Schreiber, bis auf Einen reduzirt, da sie doch — wenigstens Einige noch — eine herrliche Gelegenheit gewesen seyn würden, bey dem wider ihren Willen ausgepreßten Bekenntnis ihres Ehrenschänders mannichfaltig abwechselnde belustigende Empfindungen, auf ihren Gesichtern auszudrücken: Furcht, Bestürzung, Schrecken, Scham, Neugierde, Zorn, Spott und Schadenfreude.

Ich wünsche nochmals, daß alle Modeverzierer unserer Lektüre ihr Geschäft ja nicht für so leicht halten, und so flüchtig behandeln, sondern sich vielmehr genauer mit den Regeln der Kunst bekannt machen mögten, damit sie nicht unsere Bücher anstatt zu verzieren, vernußbrämen, und unsern Nachkommen einen übeln Begriff von unserm Geschmack beybringen.

6.

Johann Thomas Koeppel.

Das Andenken des ehemaligen Hofschreibmeisters und Landschaftskanzellisten Johann Thomas Koeppels zu Baireuth, verdient eine Stelle in diesen Blättern, theils wegen der verschiedenen Ueberbleibsel seiner Kunst, die in seinem Vaterland noch hie und da aufbehalten und verehrt werden, besonders aber, weil Koeppel darauf dachte, gewisse allgemeine Regeln in der Kalligraphie festzusetzen, und weil er einer der ersten war, der die praktische Anleitung zu dieser Kunst in Kupfer zu stechen unternahm. Sein Geburtsort ist Leuthen, ein Flecken in dem Obergebürg des Markgrafthums Baireuth, wo sein Vater das Schneiderhand-

werk

werk trieb. Im Jahr 1711 wurde er daselbst gebohren. Seine Talente, die er nach seines Vaters Willen in dem Knabenalter ebenfalls dieser Profeßion widmen mußte, weihte er schon damals in der Einsamkeit ganz andern Beschäftigungen. In den Ruhestunden und an den Feyertagen schlich er sich gewöhnlich in einen verborgenen Winkel seines Hauses, las dort mathematische Bücher, die er sich von dem Geistlichen des Orts entlehnte, oder suchte sich die Grundsätze der Geometrie deutlich zu machen. Sein Lieblingsgeschäfte aber war Sonnenuhren verfertigen, Kalligraphie und Zeichnen. Ehe er noch als Schneidergesell in die Fremde zog, war er darinnen schon so weit gekommen, daß er nach gewissen freylich damals noch dunkeln Regeln, die er sich abstrahirt hatte, Unterricht geben konnte. In seinem 14ten Jahr trat er fröhlich wie H. Stilling die lang gesehnte Wanderreise an, gedrängt von den vielen schönen Entwürfen, die nun seine junge Seele mit mehr Freyheit und Wirkung zu untersuchen, zu ordnen und auszuführen begonn. Weit wollte er von seinem Vaterland in die entfernteste Gegenden gehen, um dort desto sicherer und ungestörter seine Scheere niederlegen und seinem Plan mit mehr Kraft ausarbeiten zu können. Er wollte auch Wien vorübergehen. Doch machte er, ohne daß er es recht Willens war, daselbst Halte. Er entdeckte sein Vorhaben, als Schreiber bey einem Herrn in Dienste zu treten, zeigte seine Handschrift und diese gefiel einem gewissen Gesandten so wohl, daß er ihn sofort zu sich nahm. Es gefiel ihm in Wien und er blieb da, denn er fand, was er sich gewünscht hatte. Neben seinen Geschäften ließ er sich nun eine Zeitlang Anweisung im Zeichnen geben, und suchte dabey durch das öftere Anschauen guter Stücke, die man ihm auf Bitten hie und da zeigte, seinen

Ge-

Geschmack zu reinigen und zu befestigen. Binnen zwey Jahren zeichnete er schon große Stücke und fieng an, seine Grundsätze der Kalligraphie bekannt und gemeinnützig zu machen. Im Jahr 1728 nahm ihn der damalige Bergkammerrath Rückert als Sekretär von da wieder mit nach Baireuth zurück, wo er in den Stunden der Musse sehr fleißig für sich las und arbeitete. Ueberdieß gab er Unterricht im Zeichnen und verfertigte auf Verlangen sehr schöne Handschriften, weil er nicht so viel Zeit hatte, in der Kalligraphie persönlich Anleitung zu geben. Indessen gefiel es ihm hier doch nicht lange, sondern er dachte darauf, wieder nach Wien zu kommen. Voll Vertrauen auf die Güte der Vorsehung reiste er also zu Fuß wieder nach Regensburg ab, und lies sich dort mit seiner geringen Habseligkeit, die aus einigen künstlich geschriebenen Krucifixen, verschiedenen Zeichnungen und Handschriften bestund, auf der Donau nach Wien einschiffen. Es war eben damals Thauwetter und der Fluß ungewöhnlich stark ausgetreten. Seine Reisegefährten zitterten vor der Gefahr, die ihrem an sich kleinen und durch die reißende Fluth beschädigtem Schiff drohte. Koeppel sprach ihnen Muth und Standhaftigkeit zu, als plötzlich das lecke Fahrzeug zerscheiterte. Die ganze Fracht, die darauf war, gieng verlohren und die meisten Personen ertranken. Koeppel nebst noch etlichen retteten sich auf einigen Trümmern und sie wurden halbtodt von den Wellen ans Land getrieben. Mit dem einzigen Gut, das ihm nun noch übrig war, mit dem Leben gieng er in der äußersten Dürftigkeit in die Hauptstadt seines Vaterlandes nach Baireuth zurück. Daselbst fand er aufs neue Freunde, die sich seiner annahmen, und sein Unglück vor den gütigen Friedrich den huldreichsten Beschützer der Künste brachten. Dieser förtrefliche Fürst machte Koepeln

peln 1738 zum Hofschreibmeister und munterte ihn auf, sich noch mehr zu vervollkommnen, er würde ihn zu belohnen wissen. Nun fieng er an, seine allgemein bekannte Handschriften sehr fein in Kupfer zu stechen, welches in den dortigen und vielen andern Gegenden, wie ich aus einem Zeitungsblatt jener Jahre gesehen, damals fast etwas neues war. Der Herr Markgraf Friedrich besuchte ihn öfters bey seinen Arbeiten, ließ sich einige schöne Prospekte des Baireuthischen Oberlandes von ihm mit der Feder zeichnen, welche er mit außerordentlichem Fleiß arbeitete und die noch jeder Kenner bewundert. Bald darauf bekam er Befehl mit dem damaligen Ingenieurhauptmann Rüdiger das ganze Baireuthische Obergebürg im Grundriß aufzunehmen. Im Jahr 1746 wurde er Landschaftskanzellist und von der Zeit an besonders wurde seine künstliche und nette Handschrift in verschiedenen Gegenden Teutschlands so beliebt, daß er nicht im Stande war, alle Bestellungen, die man an vielen Orten von ihm verlangte, zu befriedigen. Er verbesserte die Handschriften im ganzen Lande, und in Städten und Dörfern schrieb Alt und Jung nach Koeppeln. Die kaiserliche Franziscische Akademie der freyen Künste zu Augsburg nahm ihn 1757 unter vielen Ehrenbezeugungen zum Mitglied und zweyten Sekretär auf. Er starb 1762 den 21sten Jul. an einem Schlagfluß. Sein Karakter verdient von jedem Edeln eben so wie seine Kunst von dem Kenner geschätzt zu werden. Ferne von dem Geräusche der Welt arbeitete er in der Stille zum Nutzen und Vergnügen seiner Brüder, mit Rücksicht auf die Pflichten, die er Gott, dem Fürsten und seinen Freunden schuldig war. Zween Söhne hinterließ er, wovon der ältere als Landgerichtskanzellist und Schreibmeister bey dem Alexandrinum zu Anspach angestellt ist, und der jüngere die Rechte in Erlang studiert. Seine Arbeiten werden in

vielen Kunstkabinetten und besonders auf der berühmten Fürstlichen Ermitage zu Baireuth aufbehalten und bewundert. Diejenigen, so mir davon bekannt sind, will ich hersetzen.

Selbst gezeichnet und gestochen hat er.

1. Das Porträt des Markgr. Friedrich in ganzer Größe in Median Folio.
2. Prospekt der berühmten Ermitage zu Sanspareil, einer Gegend, die, wegen der hohen Schönheiten, so die Natur da ausstreute, vielleicht die einzige in ihrer Art ist.
3. — des alten Schlosses daselbst.
4. — des großen Eremitengebäudes daselbst.
5. — des Lustkabinets auf dem Felsen und bey der Höhle der Kalypso nebst einem Theil des Felsen daselbst.
6. — des Theaters daselbst.
7. 56 Kupfer La Venerie de jaques du Fouilloux Ao. 1754.

Vorschriften, von ihm in Kupfer gestochen.

1. Kurze Anweisung zur Frakturschrift.
2. Anweisung zur Erlernung einer netten und flüchtigen Handschrift, mit einer Vorrede von ihm.
3. Flüchtig geschwungene Anfangsbuchstaben.
4. Livre d'Ecriture a la façon moderne françoise.

Mit der Feder gezeichnet.

Die sechs Hauptstädte des Markgrafthums Baireuth: Baireuth, Hof, Kulmbach, Wonsiedel, Erlang, Neustadt an der Aisch.

Die Ermitage bey Baireuth, in vielen Prospekten und Grundrissen.

Der

Der künstlich geschriebenen Stücke sind unzählige, doch zeichnen sich vor andern aus.

1. Einige auf Atlas geschriebene Diplomata für die Akademie zu Augsburg.
2. Ein geschriebenes Kruzifix, bey dem Maria und Magdalena knieen. Es enthält die ganze Paßionsgeschichte und wird in der Fürstlichen Bibliothek zu Anspach aufbehalten.
3. Das Judengebet, rabbinisch und teutsch, jedes auf eine große Pergamenthaut geschrieben, für die Synagoge zu Baireuth. Verdient von jedem Reisenden gesehen zu werden.

In Manuscript hinterließ er.

1. Gründliche Beschreibung des verbesserten geometrischen Zeichnungs-Proportionalinstruments, wie solches nach allen dazu gehörigen Theilen verfertigt und gebraucht werden kann, mit verschiedenen Abtheilungen und Handgriffen, nebst vielen Zeichnungen und Grundrissen.
2. Anweisung, die Bousole zu verfertigen und zu gebrauchen.

Mit dem letzten Stück wurde er noch am Abend vor seinem Ende fertig. Er war Willens, beyde Schriften, die ganz auf Erfahrungen sich gründen, noch einmal zu überarbeiten und drucken zu lassen. Allein sein plötzlicher Tod riß sein Leben und mit diesem seine Entwürfe dahin.

Anspach im Dez. 1779. J. F. Degen.

7.

Zustand der königl. Mahler- Bildhauer- und Kupferstecherakademie zu Paris im J. 1779.

PEINTRES.

Messieurs.

Hallé, Chevalier de l'Ordre du Roi, Adjoint à Recteur: *Tableaux d'Histoire.*

Vien, Chevalier de l'Ordre du Roi, Directeur de l'Académie de France à Rome, Adjoint à Recteur: *Tabl. d'Histoire.*

De la Grenée l'ainé, Professeur: *Tabl. d'Hist.*

Vanloo, Professeur, Peintre du Roi de Prusse: *Allégories et Tabl. d'Hist.*

Doyen, Professeur, premier Peintre de Monsieur et de Msgr. le Comte d'Artois: *Tabl. d'Histoire Portraits.*

L'Épicié, Professeur: *Tabl. d'Hist. et de genre.*

Brenet, Professeur: *Tabl. d'Hist.*

Du Rameau, Adjoint à Professeur: *Tabl. d'Hist.*

De la Grenée le jeune, Adjoint à Professeur: *Tabl. de genre.*

Taraval, adjoint á Professeur: Tabl. de genre.

Chardin, Conseiller et ancien Tréssorier de l'Académie: *Têtes d'étude au pastel.*

Vernet, Conseiller: *Tableaux de Marine et Paysages.*

Roslin, Chevalier de l'Ordre de Vasa, Conseiller: *Portraits.*

Leprince, Conseiller: *Tableaux de genre.*

Renou, Peintre de feu S. M. le Roi Stanislas, Adjoint á Secrétaire: *Tableaux d'Histoire.*

Perroneau, Académicien, Chevalier de Molti: *Tableaux de genre.*

Casanova, Académicien: *Fleurs et Fruits.*

Bellenge, Academicien: *Fleurs et fruits.*

Guérin, Académicien: *Tabl. d'Hist.*

Robert, Académicien: *Tabl. de genre.*

Loutherbourg, Académicien: *Tableaux de Marine, Batailles, Paysages.*

Huet, Académicien: *Tableaux d'Hist.*

Pas-

Paſquier, Académicien: *Portraits.*

Mlle *Vallayer*, Académicienne: *Fleurs, Portraits et autres Tableaux de genre.*

Beaufort, Académicien: *Tabl. d'Hiſt.*

Iollain, Académicien: *Allégories et Tabl. d'Hiſt.*

Perignon, Académicien: *Payſages.*

Dupleſſis, Académicien: *Portraits.*

Aubry, Académicien: *Tabl. de genre.*

Loir, Académicien: *Portraits.*

Parrocel, Agréé: *Tabl. d'Hiſt.*

Olivier, Agréé: *Tabl. d'Hiſt.*

Bounieu, Agréé: *Tabl. d'Hiſt. et de genre.*

Hall, Agréé *Portraits et Miniatures.*

Robin, Agréé, de l'Académie des Arcades de Rome, et de l'Inſtitut de Bologne: *Allégories et Portraits.*

Wille le fils, Agréé: *Tableaux de genre.*

Van-Spoendonck, Agréé: *Fleurs.*

Vincent, Agréé: *Tabl. d'Hiſt.*

Menagert, Agréé: *Tabl. d'Hiſt.*

Bertheleny, Agréé: *Tabl. d'Hiſt. et Portraits.*

Callet, Agréé: *Portraits.*

Bardin, Agréé: *Tabl. d'Hiſtoire.*

Lenoir, Agréé: *Portraits.*

Suvée, Agréé: *Tableaux d'Hiſt.*

Deshayes, Agréé: *différents Tableaux.*

SCULPTEURS.

Meſſieurs.

Pajou, de l'Académie des Inſcriptions et Belles-Lettres, Profeſſeur.

Caffieri, Profeſſeur.

Gois, Adjoint à Profeſſeur.

Berner, Académicien.

Houdon, Académicien.

Boizot, Acad.

Iulien, Acad.

Dejoux, Acad.

Monnot, Agréé.

Clodion, Agréé.

Foucou, Agréé.

Sergell, Agréé.

GRAVEURS.

Messieurs.

Lebas, Conseiller.
Wille, Académicien.
Levasseur, Acad.
Moittre, Acad.
Lempereur, Acad.
Duvivier, Acad.
Beauvarlet, Acad.
Cathelin, Acad.
Miger, Acad.
Alianaet, Agréé.
De Saint-Aubin, Agréé.
Delaunoy, Agréé.

8.

Danziger Kunstnachrichten und Anekdoten aus verschiedenen Briefen zusammengezogen von J. Bernoulli.

Der geschickte Künstler Friedr. Wilh. Dübüt, von welchem im zweyten Hefte dieser Miscellaneen S. 21 u. 22 geredet worden, lebt nicht mehr. Zu Anfang des May 1779 rührte ihn auf der Gasse der Schlag, und er blieb sogleich aller angewandten Mühe ohngeachtet, todt. Seine Kunstsachen sind gröstentheils öffentlich verkauft worden; das a. a. O. beschriebene, vortreflich in Wachs poßirte Bildniß des jetzt regierenden Königs von Polen hat die Wittwe Dübüt*) auf Verordnung ihres verstorbenen Mannes dem Magistrate zu Danzig zum Geschenk überreicht, und ist dafür durch eine großmüthige Versorgung auf Lebenslang von dem Rath belohnet, das Bildniß aber, im großen Zeughause, in dem Cabinette wo das

marmor-

*) Sie sey eines Rittmeisters, Namens Kampmeyer, Tochter aus München, und war Dübüts zweyte Frau, welches ich wegen einer dem zufolge irrigen Nachricht a. d. 276 S. des 1sten Bandes meiner Reisen 1777. 1778. hier anzeige: was ihren verstorbenen Mann betrifft, so ist auch einiges im 2ten Band dieser Reisen a. d. 249 S. nachgehohlet worden.

marmorne Grabmahl Johann des IIIten von Schweden zu sehen ist, aufgestellt worden.

Von den übrigen Sachen hat der in meiner so eben angeführten Reisebeschreibung (I. B. 259 u. ff. S.) erwähnte geschickte Mahler Wessel, manche schöne Stücke an sich gebracht: unter andern: Die Gemahlin Maximilian Emanuels Churfürst von Bayern, in colorirten Wachs vom alten Claudius Dübüt in München poßirt. Die Rußische Kayserin Elisabeth als Minerva: der Ruß. Kayser Peter II. die Könige von Polen August III. und Stanislaus II. die Rußischen Minister Grafen Bestuschef und Schuwalov und der Gesandte von Grooß: sämmtlich in schönem weißen Wachs von Friedr. Wilh. Dübüt poßirt und lauter Originalstücke. Ferner einige der besten und seltensten Kupferstiche: z. B. Ludwig XIV. von Drevet nach Rigaud. Die Ruß. Kayserin Elisabeth von Schmidt nach Tocqué: die Jünger zu Emaus, nach Tizian von Masson u. a. m. Gedachter Hr. Wessel hat auch ohnlängst in einer andern Auktion ein vortrefliches Stück von P. Wouvermanns an sich gekauft, das er unter annehmlichen Bedingungen einem andern Liebhaber ablassen würde. Es ist eine Schlacht zwischen den Spaniern und Holländern, auf Eichenholz 3 Fuß breit und 2 F. hoch, mit unzähligen Figuren und Pferden, alle herrlich gezeichnet und schön gruppiret sammt der dem berühmten Meister eigenen Dichtung u. s. w. Ein Stück, das jeder Gallerie Ehre machen würde. Hr. Wessel vermuthet, es könne die Aktion bey Mastricht seyn, die im Theatro Europ. A. 1637. p. 638 beschrieben stehet.

Den verstorbenen Danziger Künstlern, von denen in meinen Reisen I B. 263 u. ff. S. Meldung geschehen, sind billig auch August Kanisch, Adolph Boy, Samuel Niederthal und Joh. Heinr. Meißner beyzufügen. Was die bey-

 den

den erstern betrifft, so begnüge ich mich auf Füeßlins allg. K. Lexic. zu verweisen, weil ich nichts erhebliches hinzuzusetzen weiß.

Samuel Niedenthal, der auch in der neuen Ausgabe dieses Werks fehlet, hat in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Danzig gelebt und viele schöne Gemählde allda verfertiget. Seine größte Stärke bestand in Thierzeichnungen im Großen und Kleinen; von der letzten Art hat man hin und wieder in Danzig vortrefliche Stücke: von der erstern sind zwey auf dem Rathhause; das eine ist die Abbildung eines großen Schwerdtfisches, der in der Danziger Gegend 1672 gefangen worden; das andere stellet einige Delphine oder sogenannte Meerschweine vor, die 1619 an dem Nehringischen Strande gefangen und vermuthlich durch einen gewaltigen Sturm aus der Nord- in die Ostsee, wo sie sich nicht aufhalten, verschlagen worden.

Joh. Heinr. Meißner (nach einem andern Koresp. Andreas) ist der Bildhauer, der die marmorne Bildsäule Königs August des 3ten in der Börse verfertiget hat *). Wenn gleich nun auf gewisse Art diese Statue ihm nicht völlig gerathen ist: so kann man doch seine Geschicklichkeit, an vielen Stücken seiner Arbeit, die hin und wieder in den Gärten verschiedener Privatpersonen als Bildsäulen aufgestellet sind, genugsam erkennen. Man erzählt eine Anekdote von ihm, die ganz zuverläßig seyn soll. Er befand sich, sagt man, bey einer Versteigerung, wo ein Paar nette Statuen auf dem Tische standen. Die Liebhaber waren darüber einig, es wären Ital. Stücke, aber den Künstler wußten sie nicht mit Gewißheit anzugeben. Inzwischen war zu Meißners Freude immer weiter und höher geboten, und endlich erfolgte der Zuschlag, nachdem das Gebot über hundert Thaler gestiegen. Nun sagte Meißner: "Kehren

die

*) S. J. B. Reisen — 1777. 1778. I B. a. d. 154 S.

die Herren sie um, so werden Sie den Namen finden, worüber Sie so ängstlich gestritten haben: ich habe sie als Lehrling gemahlt und mein Meister hat nicht mehr als 12 Thaler dafür erhalten." — **Meißner** hatte zwo sehr schöne und wohlgewachsene Töchter; nach diesen pflegte er seine weibliche Statuen zu modelliren und zu formiren, auch sogar die Gesichtszüge auszudrücken: wie man davon viele Beyspiele an den von ihm verfertigten und hin und wieder befindlichen Bildsäulen bemerken kann *). Außer solchen großen Bildsäulen hatte er auch eine vorzügliche Geschicklichkeit in der Verfertigung kleiner Statuen, Basreliefs und dergleichen Sachen aus Elfenbein, Holz, Börnstein, u. s. w. Auch mahlte er nicht übel mit Wasserfarben, und verfertigte kleine Kabinetstücke. Er führte gegen seine letzten Jahre keine sehr ordentliche Lebensart, und starb in sehr dürftigen Umständen; vermuthlich um das J. 1760. und nach einer auch nicht ganz gewissen Nachricht war er aus Königsberg gebürtig.

Unter die **jetztlebenden** Danziger Künstler, von welchen einige Nachrichten in J. B. Reisen 1 B. 265 u. ff. S. stehen, kann auch ein gewisser so zu nennender Kalligraph, Namens **Emanuel Listnau**, eigentlich von Profeßion ein Schneider, gerechnet werden. Er verfertiget solche mit der Feder gezeichnete Handrisse und Bilder, die unter dem Namen von **Quodlibets** bekannt sind, worinnen er eine große Stärke besitzt, so daß die angebrachte und zusammengehäufte alte Büchertitel und Kalenderstücke, ganz den Originalen ähnlich aussehen. Auch machet er Porträts, Bilder und andere Figuren von lauter zusammen gar klein geschriebenen Wörtern, die zuweilen ein ganzes Buch aus der Bibel oder sonst eine weltliche Geschichte enthalten, wie er denn den König von Preußen, die Kaiserin von Rußland, und andere gekrönte Häupter dergestalt

 gezeich-

*) Man sehe z. E. die angeführten Reisen, 2 B. 212 S.

gezeichnet und die Aehnlichkeit gemeiniglich getroffen hat; er gehöret unter diejenigen geschickten Künstler, von denen es heisset, daß die Kunst nach Brod gehet.

Es verdienet auch ein junger Mensch, der Nath. Gottl. Krohn heißet, angeführet zu werden; in seiner Art ein wirklicher Autodidaktus. Ohne Anweisung hat er angefangen allerhand kleines, sehr wohlgerathenes Schnitzwerk zu verfertigen, Flöhe und andere dergleichen Thierchen an Kettchen nach Nürnb. Art zu befestigen; anjetzt aber hat er sich in der Zeichnung unterrichten lassen, und schnitzelt auch Pflaumen, Kirschen und andere dergleichen kleine Porträte, die zuweilen recht ähnlich sind, wie auch historische Begebenheiten sehr künstlich aus; es stecket ein großes Genie in ihm, und wenn es recht ausgebildet würde, so könnte ein großer Mann aus ihm werden; er denket anjetzo (1779) nach Kopenhagen zu gehen, um allda weiter fort zu kommen; denn hier bey uns ist wenig Aufmunterung für ihn zu hoffen.

Der auf der 267ten S. der Reisen I B. angeführte Hr. Leitner ist ein Kupferstecher zu Nürnberg: Hr. Ludwig Colve aber (nicht Kolbe) ebend. hält sich in Danzig auf und ist ein sehr geschickter Miniaturmahler; besonders gelingen ihm mit der Feder verfertigte Handzeichnungen ganz ungemein.

Von der Gemähldesammlung des Starosten und Grafen von Czapski, Bruder des Generals, die ich in meinen Reisen durch Brandenburg, Pommern, u. s. w. 1 B. nur mit ein Paar Worten a. d. 294 S. angezeigt habe, kann ich jetzt folgende Nachricht aus dem Schreiben eines Freundes mittheilen: "Die Gemählde dieses Herrn, sowohl als in der Bibliothek, die zum Theil in seinem Hause auf Langgarten, zum Theil in einem großen Saale des sogenannten Zeymacher-Gewerbes-Hauses befindlich sind, können allerdings auf fleißiges Nachfragen und Begehren gesehen werden."

"In

"In dem ersterwähnten Hause sind in verschiedenen Zimmern, sehr viele schöne Gemählde vorhanden, unter andern zeichnen sich auf dem Saale vier große Stücke aus, deren eines St. Sebastian vorstellet, und von Tizian seyn soll; das andere die Göttin Flora mit einem Satyr; das dritte einen Chymisten in seinem Laboratorio und das vierte die Ersäufung des Pharao im rothen Meere. Eben daselbst siehet man auch die vortreflichen Kupferstiche der Gallerie im Luxenburg, nach den Originalgemählden von Rubens und die Bataillen Alexanders des Großen, nach le Brun, alle in Rahmen eingefaßt, nebst vielen andern vortreflichen französischen Kupferstichen, wie denn alle Zimmer, nebst den vielen schönen Gemählden, mit dergleichen angefüllet sind. — Es ist immer Schade das der Hr. Graf alle diese kostbare Sachen sowohl an Gemählden und Büchern als andern Seltenheiten, so vernachläßiget." Der Bewohner des Hauses, der eine Art von Kastellan vorstellet, hat zwar die Aufsicht darüber: allein, man kann sich leicht vorstellen, wie alles dieses in Abwesenheit des Eigenthümers in Acht genommen wird. Wie man denn hin und wieder schon bemerken kann, daß vieles Schaden genommen, und zum Theil den Würmern zur Speise dienet." "Was den großen Saal auf der alten Stadt, in dem Gewerkshause anbelangt, so hat er eine sehr ansehnliche Länge, und ist durch eine Scheidewand getheilet; an derselben und an den rechten Wänden, von beyden Seiten, sind die Gemählde in keiner guten Ordnung, und gar nicht in dem rechten Lichte und Gesichtspunkte aufgehänget. Die Anzahl derselben belauft sich auf 504 Stück, worunter freylich sehr viel mittelmäßige auch wohl schlechte, hingegen aber nicht wenige sehr schöne und vortrefliche sind. Es war eben kein rechter Kenner dabey, als ich diese Sammlung besahe, so viel ich aber nach meinen geringen Einsichten urtheilen kann, so könnte aus dieser großen Anzahl, ein ausnehmend schöner Ausschuß

schuß gemacht werden. Außer denen großen Stücken, sind auch viele kleine Kabinetsstücke an Porträten großer Herren, gelehrten Männern u. dergl. vorhanden, die den Originalen nach denen sie abkonterfeyet sind, sehr zu gleichen scheinen; es ist beklagenswerth, daß diese Sammlung, die gewiß die gröste der Zahl nach in Danzig ist, schon beynahe 16 Jahr an diesem unbequemen Orte gelassen, uud schlecht unterhalten wird. Es liegt auf einem Tisch ein geschriebener Aufsatz davon; aber er ist sehr unordentlich, und kann man sich wenig darnach richten."

"Es sind noch hin und wieder, ob zwar in keinen Sammlungen, in verschiedenen Häusern zu Danzig, sehr viele schöne Gemählde und Kunstsachen, die man allda zuweilen nicht suchen sollte. Vor alten Zeiten pflegten die vornehmen und reichen Danziger öfters nach Italien, Holland und Brabant zu reisen, und bey dieser Gelegenheit sich Seltenheiten anzuschaffen. Ein Theil ist in ihren Familien geblieben, vieles aber ist durch Unglücksfälle veräußert worden und in andere Hände gerathen, davon man die Ueberbleibsel noch hin und wieder gewahr wird." — Noch ist auf der angef. S. 294 zu bemerken: daß Hr. Muhl die Gemählde der verstorbenen Herren Hagemeister — (nicht Hagenauer) — und Hagedorn unter welchen schöne Stücke sind, durch Vermächtnisse erhalten hat. (Vergl. den 2 B. dieser Reisen a. d. 250 S.)

B—i.

9.

Laokoon.

Daß die Statue Laokoon, schreibt C. Trivultius *) mit den Kindern, nicht aus einem Marmorblock, wie Plinius berichtet, gefertiget seyn könne, versichern die beyden ersten Bildhauer in Rom, Johann Christoph aus Rom, und Michel Angelo aus Florenz. Sie zeigen vier Fugen, die aber so unsichtbar, so dicht und fest verkleidet sind, daß sie nur von den geschicktesten Künstlern entdeckt werden könnten: deshalb behaupten sie, Plinius müsse entweder falsch berichtet seyn, oder er müsse den Leser haben hintergehen wollen, um das Wunderbare des Kunstwerkes zu vergrößern; denn es sey unmöglich, daß mit irgend einem Meißel, drey Statuen von mäßiger Größe, nebst den so wunderbaren Krümmungen der Drachen, aus einem Stück Marmor, hätten gemacht werden können. Plinius Ansehen ist zwar groß; aber unsere Künstler haben auch ihre Gründe, und die alte Meynung ist nicht zu verwerfen, daß die Künstler glücklich seyn würden, wenn über sie nur allein Künstler urtheilen dürften.

Fr. Gr.

10. A.

---

*) *Morhof* Polyh. T. I. p. 343. Vergl. Hrn. HofR. Heyne Sammlung antiquarischer Aufsätze (Samml. 2. S. 35 k), wo die beyden über Laokoon urtheilenden Künstler ganz anders genennt sind, und Zweifel veranlassen, die vielleicht durch die hier angeführte Stelle können gehoben werden.

10.

A. Dürer.

Ichs erinnere mich, sagt Melanchthon *), daß der vortrefliche Mahler A. Dürer, zu sagen pflegte: er habe in seiner Jugend die bunten und scheckigen Gemählde geliebt, und als Bewunderer seiner Werke, sich sehr gefreuet, als er diese Manier in einem seiner Gemähldе wahrgenommen hätte. Als er aber älter geworden, habe er angefangen, die Statue zu betrachten, und seine Blicke auf ihre Schönheiten zu heften, welches ihn dann belehrt hätte, daß die Simplicität die höchste Zierde der Kunst sey. Da er sie aber nicht ganz erreichen konnte, so sey er nicht mehr der Bewunderer seiner Werke, der er sonst gewesen, sondern seufze oft, wenn er sie ansäh, und erinnere sich seiner Schwachheit.

Fr. Gr.

11.

Todesfall.

In der Nacht vom 24sten zum 25sten Jan. 1780 starb in Dresden Hr. Christian Ludwig von Hagedorn, Chursächß. geheimer Legationsrath und Generaldirektor der Kunstakademie zu Dresden und Leipzig. Er war in Hamburg 1717 gebohren. Von seinen Lebensumständen können wir gegenwärtig weiter nichts erzählen, als daß er im J. 1764 gedachte Stelle in Dresden erhalten, daß er sie überaus würdig bekleidet, und daß er sich jederzeit als ein rechtschaffener und willfähriger Mann betragen habe. In den letzten Jahren verlohr

*) Ep. 47. L. I.

verlohr er den Gebrauch seiner Augen. — Der berühmte Dichter gleiches Namens war sein Bruder. — Er war nicht blos Dilettant und Kenner, sondern auch Ausüber der schönen Künste. Wenigstens beweiset dies sein Versuch — aus welchen Wort Basan einen Mahler gemacht — von charakteristischen Köpfen und Landschaften, die er theils aus eigener Erfindung theils nach andern Meistern in Kupfer geätzt hat. Seine Bescheidenheit und andere vielfache Beschäftigungen waren die Ursachen, warum man nur wenige Blätter von ihm erhalten hat. Noch verdienter hat er sich um die schönen Künste gemacht, durch seine Lettre á un amateur de la Peinture, avec des Eclaircissemens historiques sur un cabinet et les auteurs des tableaux, qui le composent; ouvrage entremelé de digressions sur la vie de plusieurs Peintres modernes (à Dresde 1755 gr. 8.) noch mehr aber durch die wahrhaft klassischen Betrachtungen über die Mahlerey, die zu Leipzig 1762 in Oktavbänden herausgekommen, und die Hr. Huber 1775 zu Leipzig so meisterhaft ins Französische übersetzt hat. Ein Werk, das Leser erfordert, die schon mehr als einmal die Kunstgefilde durchwandelt haben. Genährt mit allen vorherigen Regeln für den Künstler und ihren besondern Anwendungen setzt der Verfasser sie auch bey seinen Lesern voraus; aufs vertraulichste mit allen schätzbaren Kunstwerken aller Kunstsäle Europens bekannt, erfordert er Leser, deren Geiste sie eben so gegenwärtig sind; die, so oft sie zu Beyspielen angeführt werden, oder sonst darauf gezielt wird, sogleich die ganze Stärke der Anspielung fühlen. Wer dies nicht kann, dem wird die Hagedornische Schreibart schwerfällig oder gar dunkel scheinen. — Die Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften hat er mit gründlichen Recensionen und Aufsätzen bereichert.

12.

Vermischte Nachricht.

Bey dem Karolinum in Braunschweig ist dem würdigen und berühmten Lehrer der Zeichenkunst, Hn. Oeding ein junger Künstler, mit Namen Rammelsberg, wegen seines hohen Alters beygesetzt worden.

Der Hr. General Pfiffer in Luzern fähret fort, seine Abbildung der ganzen Schweitz in erhabener Arbeit von gefärbtem Wachse zu verfertigen. Ein Werk, das die Bewunderung aller Kenner hat und von dem man sich eine Idee aus Füeßlis und Meusels Künstlerlexikon machen kann! Es ist die wahre Natur; in allen Ausmessungen und in allen Details, die nur von einiger Bedeutung seyn können, richtig. Jetzt hat er ein besonderes Gebäude dazu errichtet, wo er das Werk mit allen Vortheilen des Lichts und Schattens, und mit voller Bequemlichkeit derer, denen er es zu zeigen die Güte hat, aufstellet.

Einige Verbesserungen zu dem 2ten Heft der Miscellaneen.

S. 21 u, 22 kommen unter dieser Seitenzahl zweymal vor, und so geht es mit S. 23 24 u. s. f. fort bis daß S. 38 u. 39 fehlen und die Zahlen hernach wieder richtig stehen. S. 22 b Z. 16 *Gbeise* l. *Gbeyn.* S. 24 Z. 7 u. 27 zu Ende *Hontevoeter* l. *Hondekoeter* nach der 21 Z. hätte kein solches Spatium gehört, weil die einzelne als ein Titel zum folgenden stehende Zeilen sich auf die vorhergehende beziehet. S. 25 Z. 4 *Steenbyck* l. *Steenwyck.* Ebend. Z. 10 11 *Vervolie* l. *Verkolie.* S. 27 Z. 7 *Berheyden* l. *Berkheyden.* S. 32 Z. 1 *Verninx* l. *Weeninx.* S. 37 muß aus dem Articel 9, 10 gemacht, und dann in dieser Ordnung fortgezählt werden. Der letzte Articel S. 63 ist mit 15 zu numeriren.